Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebzigster Band.

Die zwölf Monate des Jahres. Zweiter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung.

Einfältiges Kind.

Mai.

Der zwanzigste Mai war Minna's Geburtstag. Das Mädchen war schön, wie der Tag seiner Geburt, freundlich, gleich der Frühlingssonne, welche seinem Erwachen zum Licht leuchtete. Auch war Minna's Leben fast ununterbrochen eine Blüthenkette reiner, stiller Freuden gewesen. Doch schon seit mehreren Monaten war diese unschuldige Heiterkeit verschwunden, und eine sinnige, verschwiegene Trauer jetzt des Mädchens herrschende Stimmung. —

Minna's Vater, der verdienstvolle Rector Günther, hing mit inniger, ungetheilter Vaterzärtlichkeit an seinem einzigen, wohlgerathenen Kinde, und obgleich er sonst überall wenig zu Bemerkungen taugte, so entging ihm doch nichts, was die geliebte Tochter näher oder entfernter betraf. So war ihm also auch nicht entgangen, welche Veränderung schon seit längerer Zeit mit ihr geschehen war. Ihre laute, frohe Stimme war verstummt, sie redete krankhaft leise, als wolle sie irgend ein Weh zur Ruhe flüstern — sie seufzte oft so kläglich auf, als folgte sie einer geliebten Leiche; ihr schwebender Schritt tanzte nicht mehr durch das Haus — langsam schlich sie einher, als trüge sie schwer an der Bürde des Alters, da nur ein unsichtbarer Centner ihr armes Herz bedrückte, so daß es unter der geheimen Last zu brechen drohete. — Minna's helles Auge, so strahlend sonst!

schimmerte zuweilen wie in verhehlten Thränen, und ein trübes, flüchtiges Lächeln war der höchste Sonnenblick ihrer Heiterkeit.

Der gute Rector sah dies Alles mit stillem Kummer. Und obwohl geängstet durch die unwissende Sorge, was seiner Tochter wohl fehlen möge, verschob er es dennoch — ein Freund des Feierlichen — mit ihr darüber zu sprechen, bis zu ihrem nahen Geburtstage.

Dieser erschien. Minna war schon früh auf und stand am Fenster. Der schönste Morgen verlieblichte des Mädchens Wiegenfest. Der Himmel war so klar und blau, die Luft so still, daß kaum ein Blatt säuselte; zarte Frühlingsblumen athmeten Duft, und der grüne Boden war, als ob es festlich wäre — mit einem Blüthenteppich bestreut von weißer und röthlicher Farbe. Die Lerche sang dem Schöpfer aller Dinge — und eine Nachtigall in des Rectors Gärtchen hauchte melodisch die Sehnsucht der Liebe aus. Auch Minna gab dem treuen Erhalter ihres Lebens Dank und Ehre. Zwar wollte Wehmuth sie beschleichen, da sie Gott um Stärke, um stille Ergebung antief; aber sie wehrte dem überwältigenden Gefühl, daß ihr Vater sie nicht weinend fände.

Der Rector, eingehüllt in den reinlichen Schlafrock, dessen verblichene Blumen schon manchen Winter überdauert, trat jetzt in das heimliche Stübchen seiner Tochter.

„Sei mir gegrüßt, mein Kind! an diesem festlichen Tage!“ rief er mit jenem Pathos, welcher den Redner als einen Schulmann verräth, „mit vollem, väterlichem Herzen segne ich Dich, meine Einzige!“ Er breitete die Arme aus, und Minna lag an ihres Vaters Brust und bethauete einen Zweig blasser Federnelken, womit eine edlere Gattung ergänzt worden war, mit heißen Thränen. Sie brannten dem Rector auf die Seele: „Was fehlt Dir, meine Kleine?“

fragte er warm und weich, „mir wirst Du es doch sagen können! Meinst Du denn, ich hätte nichts gemerkt? —“

Minna erglühete bei diesen Worten ihres Vaters wie eine Purpurrose, und der Rector fuhr fort: „Sonst begleitete ein munteres Lied Deine Arbeit, und die Nachbarn erfreueten sich an dem Gesange und sagten: „Horch! das ist Rectors Minna! — Jetzt — schleichst Du schweigend durch das Haus, und nur Seufzer verrathen Deine Nähe. Sonst liebtest Du die Gesellschaft, den Jahrmarkt, das Vogelschießen, den Witz und das Lachen, jetzt — sitzest Du einsam und allein bei heruntergelassenen Vorhängen, und die Leute fragen mich: Wo ist Ihre liebe Tochter? man sieht sie gar nicht mehr! — Ist Dir ein Unglück widerfahren, mein gutes Kind?“ —

Minna verneinte dies; aber sie sah kein Entkommen mehr, und äußerte endlich mit zitternder Stimme, sie befinde sich seit einiger Zeit nicht ganz wohl, und glaube, es fehle ihr an Bewegung und frischer Luft. —

„Ja, das meine ich auch,“ erwiederte der Rector beruhiget, „und darum wollen wir heute selbander nach der Buschmühle gehen und reinen Aether trinken, ehe wir bei dem Essiggeist des Doctors und Apothekers Zuflucht suchen. —“

Eine Säure des Gefühls zog, als ihr Vater dies sagte, Minna's lieblichen Mund in einem herben Lächeln zusammen, der Rector aber fuhr harmlos fort: „Das Wetter ist köstlich, und ich gebe heute frei, die Classe mag geschlossen bleiben. Wir schlendern langsam durch das angenehme Hölzchen, setzen uns, wenn wir an Ort und Stelle sind, in den Schatten des Flieders, nehmen Voß's Idylle zur Hand, und der Kaffee schmeckt uns dann wohl so gut, wie

der Gesellschaft am See. Die Mühle klappert von ferne, die Mücken tanzen im warmen Sonnenschein, die Nachtigallen geben uns einen Ohrenschmaus, auch die Frösche ihre quakende Stimme dazu — und der Vollmond leuchtet uns nach Hause und zur Ruhe. — Ich verlasse Dich jetzt, mein Kind, und, wie ich hoffe, ermuntert. Sei fröhlich in Hoffnung! der Jugend holde Freuden, meide sie nicht! — Einst fliehen sie von selbst, wenn die Tage kommen, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Endlich ist, nach einem Briefe des Horaz — nichts Süßes im Leben, ohne die Lieb' und den Scherz. — Wohlan! in Scherzen und Liebe lebe glücklich und wohl!"

Nach diesem classischen Abschiede verließ der Rector seine Tochter, und Minna versprach, sich, wenn es Zeit sein würde, zu dem beschlossenen Spaziergange bereit zu halten. Sie ging jetzt in den Garten, um nach ihren Pfleglingen, den Blumen, zu sehen; da schimmerte, ganz nahe bei dem selbstgezogenen Myrtenbäumchen, der Krone des Gartens, und eben in voller Blüthe stehend, etwas im Sande, und warf einen farbig blitzenden Strahl. Als sich Minna ein wenig unvorsichtig danach bückte, knickte einer der schönsten Zweige der Myrtenstaude und blieb in den braunen Haaren hangen. „O wie Schade" rief Minna betrübt, und warf das unbedeutende Steinchen, welches Ursache war, daß sie diesen ihr so lieben Baum einer seiner schönsten Zierden beraubt hatte, weit von sich. Und zu ernsten Betrachtungen geregt, sagte sie still für sich: „Ist dieser kleine Zufall nicht ein Bild des Lebens und der menschlichen Verirrungen? — Der Mensch hascht gierig nach Armseligkeiten, deren Glanz ihn verlockt, und tödtet in seinem Streben die Blüthe des Seelenfriedens, das Immergrün eines reinen

Bewußtseins. — Zur Braut willst Du mich machen, liebes Bäumchen?“ fuhr Minna wehmüthig fort, „o! Du bist gütiger als mein Geschick! Dies gab mir nur einen Kranz von Dornen, welche um so mehr verletzen, je weniger das Auge der Welt und des Mitleids sie erblicken darf. Ich muß den Schmerz still in mich hineindrücken, und das arme Herz bluten lassen. —“ Minna zog den Myrtenzweig aus ihren Flechten und Locken und sang, ihn betrachtend, in sanfter Weise die ersten Worte von Vitelliens Liede:

„Nie wird des Lenzes Blume mich schmücken,
Nie wehn mir Hymens festlicher Kranz! —“

Die nahe Kirchuhr schlug Eins, und der Rector den Homer zu, worin er täglich zum Nachtisch zu lesen pflegte. Er stampfte dreimal mit dem spanischen Rohr auf dem Boden, und Minna hörte und verstand das Zeichen zum Aufbruch. Reizend, wie die Jugend selbst, stand sie vor dem Vater, der sein Töchterchen mit sichtlichem Wohlgefallen in Augenschein nahm.

Das leichte Gewand von blendender Weiße wehete schmiegsam um die schlanke Gestalt, der gebrochene Myrtenzweig schmückte den züchtigen Busen, und der Strohhut, von dem blühender Jasmin nickte, beschattete das liebliche Gesicht, welches der aufgespannte, rothe Sonnenschirm wie eine magische Rose färbte.

In traulichem Gespräch gingen Vater und Tochter den anmuthigen Weg nach der Buschmühle. Minna strebte, die Zerstreuung und die Träumereien zu besiegen, worein dieser bräutliche Tag der Natur, die laue, würzreiche Luft und die

zitternden Schatten der Buchen sie einwiegten. Sie horchte aufmerksam den oft vorgetragenen Erzählungen ihres Vaters, brachte ihn selbst auf die beliebtesten, und machte dadurch den guten Alten herzlich vergnügt und ihren Festtag zu dem seinigen.

Der schmale Fußpfad bog jetzt auf die Landstraße ein, und unsere Wandelnden hatten diese kaum betreten, als eine Staubwolke hinter ihnen aufstieg und sich in raschen Wirbeln näherte. Ein eleganter Phaeton, bespannt mit stolzen Pferden, flog daher.

Minna hörte ein Geräusch, sah zurück, sah noch schärfer hin — schwankte geisterbleich, ließ den Schirm sinken — und griff, um sich zu halten, in die Dornen eines wilden Rosenstrauchs, der am Wege stand.

Jetzt sauste der Wagen, schnell, wie ein abgedrückter Pfeil, vorüber; die darin sitzenden Personen, ein junger Mann und eine bildschöne Dame, deren langer, wehender Schleier gleich einem zarten Segel die Luft durchschiffte — grüßten verbindlich, und Minna entriß jählings die blutende Hand ihrer unsichern Stütze, und bedeckte das Herz, das ein scharfer, nie gekannter Schmerz durchschnitt.

Ein sehr schöner, großer Garten, seit Kurzem das Besitzthum der Wittwe des Geheimraths von Körner, grenzte dicht an das kleine Gärtchen, welches zur Amtswohnung des Rectors gehörte. Frau von Körner war alt, sehr kränklich, des Lebens und der Menschen überdrüssig, aber klug genug, um zu wissen, daß man in solcher Stimmung nur für die

Einsamkeit tauge. Daher brachte sie den größten Theil des Jahres in ihrem wohleingerichteten Gartenhause zu. Sie bewunderte oft durch das Spalier die zweckmäßige Anlage des nachbarlichen Gärtchens, das die Sorgfalt seiner jungen Pflegerin mit so viel Schönem und Nützlichem vergalt. Wenn Minna unter ihren Blumen — sie, die lieblichste von allen! knieete, und hier ein zartes Haupt emporhob, dort einen schlanken Stengel band, oder während der heißen Grade des Sommers geschäftig die grüne Gießkanne herbeitrug und die schmachtenden Gewächse mit dem kühlenden Wasserstrahl erfrischte, dann ruhete der Matrone Blick wohlgefällig auf diesem holden Kinde der Unschuld. Sang Minna an einem stillen Sonntagsmorgen ein frommes Lied zu den feierlichen Orgelklängen, die von ferne gingen, so bewegten wahrhaft religiöse Gefühle das erstorbene Herz ihrer Zuhörerin, so daß ihr war wie in der Kirche, und die Stimme Gottes verhallte nicht in der Wüste ihres Alters.

Wie arm, wie dürftig, erschien sich die in der Fülle des Ueberflusses lebende Frau, wenn sie eine verstohlene Zeugin der reichen Genügsamkeit war, mit welcher der Rector und sein Töchterchen ein einfaches Abendbrod von selbstgezogenem Spargel in der dichten Laube von Lycium genossen! Kein schwelgerisches Gastmahl bot süßeren Genuß, als diese Schüssel voll der Frucht eigener Mühe und des wohlbenutzten Bodens. Hatte Minna nun große Erdbeeren aufgetragen, dann zog der Rector Neuffer's gelungene Uebersetzung der Aeneide hervor, und las pathetisch und glühend, als stehe er auf dem Katheder, der lauschenden Tochter die herrliche Dichtung vor; denn die classischen Gesänge der Alten waren dem Rector nun einmal schon die feinste Würze seiner einfachen Freuden.

Frau von Körner machte endlich nähere Bekanntschaft mit der kleinen Nachbarin. Sie gewann das Mädchen lieb, und immer lieber. Minna ward bald die tägliche Gesellschafterin der alten Dame, welche dieses erheiternden Zuspruchs bedurfte, um nicht ganz dem Dämon krankhafter Verdrießlichkeit anheim zu fallen.

Um diese Zeit war es, als sich die Geheimeräthin mit ihrem alten Hausarzte verfeindete. Sie hatte sich so heftig geärgert, daß ihre Zufälle schlimmer wurden. In dieser Verlegenheit wendete sie sich an einen jungen Arzt, der, trotz seiner kurzen Praxis, sich großen Ruf erworben. Eine anziehende Persönlichkeit und die schöne Gabe, sich schnell den Ton anzueignen, welcher der Stimmung des Kranken zusagend wäre, unterstützten die Kunst seines Berufs, worin er lebte und webte.

Frau von Körner, bereits im Voraus günstig für ihn gestimmt, dankte schon nach seinem ersten Besuch ihrem alten Doctor Griesgram die schnöde Vernachlässigung, die ihr Gelegenheit gegeben, ihn gegen einen Besseren zu tauschen. Lebhaft und voller Vorurtheile, wie die Geheimeräthin war, wurde sie vor lauter Wunderglauben an den liebenswürdigen Doctor Helfer fast gesund. Sie hoffte heimlich, der alte Hofrath würde es zu seinem Ingrimm erfahren.

Frau von Körner erholte sich indeß wirklich. Auch jetzt noch kam der Doctor täglich, und immer zu einer Zeit, wo ihn Geschäfte nicht nöthigten, den Besuch nach Minuten zu berechnen. Minna war meist immer zugegen. Sie unterschied seinen Gang, wenn sie ihn kommen hörte, sie erkannte ihn an der Art, wie er anklopfte, dann pochte ihr das Herz stärker, und der Doctor fand neben dem blassen Gesicht der Matrone ein lieblich erröthetes. Minna merkte auf

jedes seiner Worte, als ob er Heil spräche, und während die Geheimeräthin mit rühmender Beredtsamkeit die schwachen Fortschritte ihrer Gesundheit pries, fühlte Minna schweigend die ersten Wallungen eines Fiebers, das der Doctor erregt hatte. Sie dankte nur Gott, daß sein Blick voll Scharfsinn und Gefühl, wenn er ihrem schönen Auge begegnete, ihren beflügelten Puls nicht prüfen könnte. —

Die Genesende brach eines Tages in das Lob des Helfers aus, der den Namen mit der That führe — und Minna stimmte schüchtern ein. Alle Saiten ihres Herzens schlugen an. — In der Zerstreuung rühmte sie seine öfteren Besuche, und verstummte beschämt, als die Geheimeräthin mit lächelndem Spott darauf erwiederte: „Die setzte ich zur Hälfte auf Deine Rechnung, Minna! —“

Minna leugnete mit halber Stimme — dieser Scherz ihrer Gönnerin war das erste Zugeständniß ihrer jungfräulichen Wünsche. Frau von Körner streichelte ihr die brennende Wange und sprach liebreich: „Du darfst Dich nicht schämen, Kind! ich habe es wohl gesehen, daß er Dich leiden kann, und es ihm aus Liebe für Dich verziehen, wenn ich ihm meine Beschwerden zwei- bis dreimal vortragen mußte, weil seine Gedanken mit Dir beschäftiget waren. — Ich finde nichts Ungereimtes an dieser Partie, und sehe Dich schon im Geiste als Frau des Doctors.“

Es ward der Lieblingsgedanke der Geheimeräthin, aus ihrer Minna und dem Doctor ein Paar zu machen; auch schien sich alles sehr glücklich nach ihren Wünschen fügen zu wollen. Zart und bescheiden, doch mit sicherem Schritt ging der Doctor allmählich in das Verhältniß eines Hausfreundes ein, und als Solchem wurden ihm Vorrechte zu Theil, die dem bloßen Arzte versagt gewesen wären. War

Minna nicht gegenwärtig, so vergaß Frau von Körner ihre Gicht und Engbrüstigkeit, um den abwesenden Liebling aus vollem Munde zu loben, und war um so unerschöpflicher darin, je mehr sie sah, daß dieses Thema dem Doctor das anziehendste sei. Er hörte der Matrone mit lauschendem Lächeln zu, und das Vergnügen schwebte auf seinen schweigenden Lippen. — War Minna zugegen, so sollte sie dem Doctor bald das neue Blumenstück zeigen, bald die schöne Aussicht vom Belvedere herab; oder die Geheimräthin hatte schnell ein nöthiges Billet zu schreiben, und Minna mußte an ihrer Statt die Unterhaltung führen. Und dies alles geschah so unbefangen, daß weder Minna noch der Doctor eine Absicht fühlten. Die alte Dame war eine feine Frau, welche die müden Hände noch gern in das Spiel der Liebe mischte, und stets mit absonderlicher Neigung das Schicksal so mancher Verheirathung aus leisen Fäden zusammen gesponnen hatte. —

Der Doctor war Minna's erste Liebe. Dieser Frühling, der dem irdischen Dasein eine himmlische Sonne zuwendet, war in ihrem jungfräulichen Herzen erwacht. Die Welt schien ihr ein Paradies, in den Menschen erblickte sie Engel — der Haß war ihr ein Unding, die Leiden des Lebens schienen ihr nur des Lächelns werth, und der Tod däuchte ihr so süß wie der Schlaf! —

Minna hatte längst in des Doctors Augen das Geständniß seiner Gefühle gelesen; sie sah den seligen Augenblick näher kommen, wo sein Mund es bestätigen würde. Da [illegible]

Der rauhe Herbst trieb die Geheimeräthin in die Stadt zurück. Hier kam sie mehr in Berührung mit der Welt, als in dem einsamen Garten. Sie feierte ihren Einzug in

die Stadt mit einer Theegesellschaft, von der sie mit hunderterlei Neuigkeiten unterhalten ward. Man pries ihre verbesserte Gesundheit, fand ihr Aussehen sehr günstig verändert, rühmte den Arzt, der diese Wunder bewirkt, und sprach jezt davon, daß dieser auch eben so viel Glück als Verdienst habe. — Die Geheimeräthin horchte ahnend auf, und erfuhr nun, daß Doctor Helfer sich gestern mit seiner schönen, steinreichen Cousine, der Tochter des Kaufmanns Follberg, verlobt und dadurch wohl manchem feinangelegten Plänchen den Garaus gemacht habe. —

Frau von Körner erschrak heftig über diese Nachricht; in ihrer Hand schwankte die Tasse, welche der Gedanke, wie herbe diese Täuschung für die arme Minna sein werde, mit Wermuth füllte. Sie hatte Mühe sich zu fassen. —

„Armes Mädchen!“ sagte sie sehr betrübt, als sie sich allein befand. „Und ich selbst habe nach Kräften Oel in das Feuer gegossen, welches Deine Ruhe, Deine Zufriedenheit nun verzehren wird! — So ist dieser gepriesene Vogel Phönix doch auch nur ein gemeiner Habicht, der seine Krallen in einen großen Goldhaufen schlägt. Hätte ich doch darauf schwören wollen, daß es Liebe sei, was in seinen Augen flammte, wenn er die kleinste Bewegung des Mädchens belauschte. O Männer! Männer! —“

Am folgenden Tage fuhr die Geheimeräthin in ihren Garten. Sie wollte, gleichsam zur Sühne für das Unheil, welches sie geschäftig angerichtet, die schmerzliche Pflicht übernehmen, ihrer Minna diese Nachricht selbst zu bringen. Das künstliche Gewebe ihrer gutmüthigen List war zerrissen — und sie wünschte nur noch, die Hoffnung sanft von Minna's Herzen ablösen zu können, daß es nicht allzusehr

blute. Aber Frau von Körner war viel zu sehr erbittert und nicht gemäßiget genug für diese schonende Aufgabe. —

Mit den Worten: „Ich bin Dir meinen Abschiedsbesuch noch schuldig, gute Minna!“ trat die Matrone keuchend in des Rectors Wohnung. Sie fand das Mädchen wie eine kleine Trödeljüdin, von Röcken, Westen und einer abgesonderten Menge verbrauchter männlicher Kleidungsstücke umgeben.

„Aber mein Himmel, Kind! was treibst Du denn hier? willst Du ein Kleidermagazin etabliren oder eine Vendite anlegen?“ fragte die Geheimerähin, und es dauerte sie in der Seele, zu diesem häuslichen Altmarkt eine Neuigkeit tragen zu müssen, welche die arme Minna theuer bezahlen würde. —

„Ich halte Musterung über des Vaters Garderobe, auf daß sein Mantel nicht mit nächstem dem des Diogenes gleiche,“ antwortete Minna lachend, und fuhr harmlos fort: „Ach, Mütterchen! glauben Sie mir, die Tochter eines Rectors, welche zugleich die Hausfrau vorstellt, hat ihre liebe Noth. Mein Vater lebt nur in der griechischen und römischen Vorwelt, und alles, was die Gegenwart fordert, muß meine Sorge ganz allein befriedigen. Er hat nur Sinn und Seele für antike Schicksungen, ein Glück, daß sein Herz dem Antheil der Liebe gehört; denn jeder Tag bringt doch seine eigene Plage. Der gute Vater kann nun einmal nicht anders, als in classischem Kothurn über die kleine, enge Bühne unserer Häuslichkeit schreiten — und ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt. — So, zum Beispiel, hatte jüngst unser Dienstmädchen die Rose am Fuße und litt große Schmerzen. Die Arme konnte nicht von der Stelle, und ich hatte, um sie zu pflegen und in ihren Ge-

schäften zu übertragen, alle Hände voll zu thun. Das Uebel kam von einem Wespenstich, der in seiner Entzündung versäumt und böse geworden war. Dies gab nun meinem Vater Gelegenheit, auf seinen Philoktet zu kommen. Er hielt mich fest, mir schöne Stellen aus der Tragödie des Sophokles vorzulesen — ich aber hörte die Christiane wimmern und saß wie auf Nadeln."

„Hatte jenen Griechen — es ist mir wie im Traume — nicht eine Schlange vergiftet? —" fragte die Geheimeräthin, unfähig, noch länger an sich zu halten. „Wisse, mein Kind! auch ich habe eine solche in meiner Brust erwärmt, und ich fühle einen Stich in meinem Gewissen. Wollte ich doch, ich säße sammt Dir auf einer wüsten Insel, wo wir von der ganzen Geschichte weder etwas hörten noch sähen. Der Doctor heirathet seine Cousine, Emma Follberg."

Minna wurde weiß wie eine Wachskerze, ihr Blick erloschen; ein paarmal zuckte der blasse Mund, doch nur ein ängstlicher Seufzer brach hervor. Der schwere Mantel ihres Vaters entglitt der zitternden Hand — und das unschuldige, gebrochene Herz lag enthüllt vor den Augen der mütterlichen Freundin.

„Minna! um Gotteswillen! Minna! fasse Dich!" rief die Matrone, und strebte, das wankende Mädchen zu umfassen; „setze Dich doch, mein liebes Kind! der Doctor aber laufe sich warm. Kein Mann ist eines Erbleichens werth! Heuchler sind sie alle! das Gold ist ihr Götze, die Unschuld ihr Spott!"

Diese letzte Vorstellung traf. Erglühend richtete sich die Jungfrau auf. Sie schmiegte das Gesicht, flammend in Kränkung und Scham, an den gebeugten Hals der alten

Frau, und sagte leise unter ausbrechenden Thränen: „O meine Mutter! Sie haben nun in mein Herz gesehen, verachten Sie mich deßhalb nicht, daß ich ihn liebte! —“

„Meine Tochter,“ entgegnete Frau von Körner in Angst und Rührung, „Dein Schmerz ist mein Werk! ich fürchte, daß ich meine letzten Tage noch durch einen schweren Vorwurf belastet habe.“

Minna hatte das Gefühl ihrer weiblichen Würde so rein und unverletzt erhalten, daß es ihr die brennendste Beschämung verursachte, dem Doctor ihre Liebe verrathen zu haben. Die Furcht, daß er ihrer spotten könne, drängte das Mädchen in die tiefste Einsamkeit, wohin sie nur von ihrem Gramе und dem Andenken an eine kurze, süße Vergangenheit begleitet wurde. Minna trauerte; doch ihr Gram war so geduldig, so still, so zeichenlos, daß ihr Vater ihn nicht früher bemerkte, als bis er schon um vieles milder geworden war.

So war der Winter — ach! der erste, eigentliche Winter in Minna's Rosenleben — verstrichen. Minna hatte den Doctor nicht wiedergesehen. Jetzt kam die Zeit der Blüthen, und auch in dem erstorbenen Gemüth des Mädchens fing ein zarter Trieb der Hoffnung an zu sprießen. Minna faßte an ihrem Geburtstage den Entschluß, das jugendliche Leben aufs neue lieb zu gewinnen, das ihr noch eine theure, kindliche Pflicht und den Trost erfahrener Theilnahme bewahrte; und die Worte des biedern, bekümmerten Vaters gingen ihr an das Herz und stärkten ihren Muth zu dem Vorsatze der Selbstüberwindung. Aber die Begeg-

nung des Doctors und seiner Braut, auf dem Wege nach der Buschmühle, setzte Minna's Standhaftigkeit auf eine harte Probe.

Die Buschmühle war ein beliebter Vergnügungsort der Städter, mehr um seiner reizenden Natur, als um kunstvoller Anlagen und dort zu findender Bequemlichkeit willen besucht. Minna konnte daher nicht zweifeln, daß die Verlobten nach jenen lieblichen Schatten wollten, und daß sie dort mit ihnen zusammentreffen würde. Sie irrete nicht in dieser peinlichen Vermuthung. Die Equipage des Doctors hielt am Abhange des kleinen Hügels, welcher für die Wallfahrtslust der Städter mit Lauben, Sommerhäusern, Tischen und Bänken versehen war, und den jetzt der Rector erstieg, um das einladendste Plätzchen für sich und seine kleine, liebe Begleiterin zu erkiesen, während Minna in die Mühle ging, um den Kaffee zu bestellen.

Der Rector schien heute dazu bestimmt, das Herz seiner Tochter in Dornen zu legen. — Minna bemerkte bei ihrer Zurückkunft mit Schrecken, daß ihr Vater seinen Platz gerade der Laube gegenüber gewählt hatte, worin dicht an einander gedrängt der Doctor und seine Emma sich befanden. Minna hatte daher die strengste Acht auf sich selbst nöthig. Sie sah die glückliche Braut, so wie den Doctor seit jener Entscheidung zum ersten Male, und mußte sich eingestehen, daß Emma schön sei — schön wie die Freude, wie die glückliche Liebe! —

Jetzt erschallte helltönend und schmetternd ein Posthorn von der nahen Landstraße herüber. Wie von einem elektri-

schen Schlage durchschüttert, fuhr die junge Follberg empor und riß ihren sichtlich zerstreueten Bräutigam mit sich fort. Arm in Arm eilten sie hastig durch die Gebüsche.

Minna sah ihnen mit trüben Augen nach; ein ödes, schmerzliches Gefühl blieb ihr zurück. Die Vertraulichkeit, welcher sich die glückliche Emma selbst vor fremden Zeugen gegen den liebenswerthen Mann überlassen durfte, erregte in ihr — nicht Neid, nein! dazu war ihr Herz zu rein —; sondern eine gedrängte Wehmuth. Sie ließ die Hände nachlässig in den Schooß, den Kopf auf die Brust sinken, und ihre Gedanken irreten wie in einer traurigen Wüste umher.

Der Rector betrachtete schweigend von der Seite seine Tochter, und ein väterlicher Seufzer mischte sich in die bläulichen Rauchwolken seiner Tabackspfeife. Jetzt hob Minna den Blick, und sah den Doctor, jedoch allein, in grader Richtung auf den Platz zukommen, wo sie und ihr Vater saßen. Noch war er so weit entfernt, daß sie sich, ohne von ihm bemerkt zu werden, entfernen konnte, und sie that es in flüchtigster Eile.

Der Doctor näherte sich mit anständiger Freundlichkeit dem Rector. In achtungsvollen Ausdrücken sagte er ihm, wie sehr es ihn freue, einen so würdigen Gelehrten an diesem angenehmen Orte zu finden, der leider! oft genug, nur das fade Geschwätz vergnügungssüchtiger Müßiggänger in seiner schattigen Stille hören lasse. — Ein feines Geberdenspiel und gefällige Mienen begleiteten diese gewinnende Rede. Der geschmeichelte Schulmann erwiederte, wenn gleich im pedantischen Stile, doch herzlich, die verbindliche Begrüßung, und bat den Doctor, an seiner Seite Platz zu nehmen. Dieser that es.

„Der Zufall ist mir heute sehr günstig," hob der Rector sich bald darauf räuspernd an, daß er mich Sie, lieber Herr Doctor, hier finden läßt. Mit dem morgenden Tage — hätte ihn Gottes Güte mich erleben lassen — wollte ich zu Ihnen senden. Vergeben Sie einem besorgten Vater die Unschicklichkeit, daß er Ihnen die schöne Stunde, welche Sie der Liebe und Erholung widmen wollen, durch eine Berufssache stört."

Die Züge des Doctors spannten sich in betroffener Aufmerksamkeit.

Der Rector heftete den bekümmerten Blick auf den Helfer, und fuhr im Tone des Vertrauens fort: „Meine Tochter ist, glaube ich, krank; ja vielleicht kränker, als sie selbst gestehen mag. Heute habe ich es deutlich wahrgenommen, und obgleich meine Minna sonst biegsam ist, wie Wachs, so sträubt sie sich doch diesmal, ärztliche Hülfe anzunehmen."

Der Doctor erröthete, und erkundigte sich mit halber Stimme nach den Symptomen der Krankheit.

„Wie soll ich es Ihnen nun sagen?" erwiederte hierauf der Rector nachsinnend. „Meine Minna ist jetzt ganz das Gegentheil von dem, was sie ehemals war. Sonst tanzte sie durch das Haus — jetzt durchschleicht sie es. Sonst sang sie: Wer ist glücklicher als ich? — jetzt legt sie ihren Gesängen, ob auch in mannigfaltigen Variationen, das Thema unter: Mich fliehen alle Freuden. Sonst wohnte der Scherz auf der Lippe meines Kindes — jetzt hängt nicht selten ein verhaltenes Thränlein in dem Grübchen der Wange, das mich, ach! mit tiefem Kummer in den Kelch einer verblichenen Rose blicken läßt. Sie berührt das Essen kaum — es ist, als ob das Mädchen nur von Seufzern lebte. Dann flieht meine Minna die Menschen, als

ruhe eine Sünde auf ihrer frommen Seele, und stunden-lang sitzt sie in einem halbdunkeln Zimmer, ohne alle Beschäftigung. Und nervenschwach und schreckhaft wird sie mir, daß sich Gott erbarme! — wie eine vornehme Dame. Als wir so daher gingen, und uns ihr Wagen ereilte, da wurde sie, als Sie noch eine große Strecke hinter uns waren, schier ohnmächtig und taumelte, daß ich sie halten mußte. Sagen Sie nun selbst, muß das Kind nicht krank sein? —"

Der Doctor erglühete. Er fühlte in seiner Brust den Flügelschlag der seligsten Hoffnung. Minna liebte ihn — und er konnte nun ihre treue, leidende Liebe belohnen und den Kummer des gebeugten Vaters in Freude verkehren! — Er rückte dem Rector näher, ergriff dessen Hand, und sagte bewegt: „Ja, wahrlich! Ihre Tochter ist krank, und das Uebel ist von höherer Bedeutung, als Sie wohl glauben mögen. Die Cur dürfte leicht langwierig werden, und erfordert die ununterbrochene Beobachtung des Arztes. Wie wäre es, könnten Sie Sich wohl entschließen, Ihre liebe Tochter ganz in meine Obhut — sie mir zur Frau zu geben? —"

Dem Rector sank die Pfeife aus dem Munde; er glaubte nicht recht verstanden zu haben. Eine Wallung des Unwillens regte den ruhigen Ernst seiner Züge auf, sein Auge zürnte, und das Maß philosophischen Gleichmuths, welches er, als ein Schüler der griechischen Weisen, stets zu beobachten pflegte, floß in der Kränkung des beleidigten Vaters über.

„Ei, mein Herr Doctor," sagte er entrüstet: „Ich begehrte Rath von Ihnen; aber nicht Hohn. Es ist nicht fein, daß Sie — ein Bräutigam — eines achtbaren Mädchens spotten."

„Bräutigam?“ erwiederte der Doctor lächelnd, „der hoffe ich erst durch Ihre gütige Einwilligung und die Liebe Ihrer Tochter zu werden. Emma Follberg ist meine Cousine, und wird bald einen andern Namen als den meinigen führen. Doch — ich spreche Ihnen Räthsel, vortrefflicher Mann! so hören Sie mich denn zuvor. Der Vater meiner Cousine war einst in seiner Jugend sehr bitter von einem Officier beleidiget worden. Er besaß nicht Muth genug, diese Beleidigung an dem berüchtigten Schläger zu rächen, und nicht Großmuth genug, sie vergessen zu können. Das Gift gährte daher nach innen und erzeugte in seinem Gemüth den brennendsten Haß gegen einen Stand, dessen edelste Blüthen ihn mit einem verworfenen Auswuchs desselben nicht zu versöhnen vermochten. Er machte die heranwachsende Emma mit seinem Wunsche vertraut, sie nach Neigung zu verheirathen, wobei er jedoch die Bedingniß stellte, nur müsse ihre Wahl auf keinen Militair fallen — Emma war Evens Tochter. Schon diese Ausnahme wäre hinreichend gewesen, ihr jeden Officier gefährlich zu machen, wenn nicht die, leider! angeborene Vorliebe des schönen Geschlechts für die Söhne des Mars auch in meinem Mühmchen bereits vorgewaltet hätte. — Vor zwei Jahren bekam der Capitain Songal vom Regiment Marstrom die Nummer auf das Quartier im Hause meines Oheims; doch er begnügte sich nicht damit — auch in Emma's Herzen schlug er seine Wohnung auf und ließ für das Verbot ihres Vaters keinen Raum. Der junge Mann war edel und brav, geistreich und vermögend, und Emma war stolz auf diese Eroberung, die sie so ganz und gar gemacht hatte, daß er nach dem Geständniß seiner Liebe den tapfern Degen zu ihren kleinen Füßen niederlegte und den Abschied

zu nehmen entschlossen war. Emma hatte natürlich des Vorurtheils ihres Vaters gegen den Geliebten erwähnen müssen. So blieb denn dieser Herzensbund ein strenges Geheimniß, weil Pflichten der Ehre den Capitain noch an den Dienst fesselten, und Familienverhältnisse ihm vorläufig nicht gestatteten, an den Kauf eines Rittergutes, was doch sein Plan war, zu denken."

„Bald darauf kam die Marschordre. — Mein Oheim schien doch von diesem Verständniß der Liebenden etwas gemerkt zu haben. Er beobachtete Emma mit scharfen und finsteren Blicken; da er sie aber unverändert und ruhig sah, so ward er es endlich auch. Doch ach! jetzt fand sich ein Freier, bald darauf wieder einer — und noch einer." — Emma wies sie bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande ab, und mein Oheim sagte zu der willfährigen Korbflechterin: Höre, meine Puppe! aller guten Dinge sind Drei! den Vierten, der Dich haben will, nimmst Du! darauf verlaß Dich! ich will nicht, daß meine Tochter in den Ruf komme, als finde sie eine Freude daran, rechtliche Männer von sich zu weisen, weil ihr nach verbotener Frucht gelüstet."

„Nach einigen Monaten, in denen die arme Emma von neuen Heirathsanträgen verschont geblieben war, erhielt sie ein Schreiben von dem Capitain, worin er ihr die frohe Nachricht mittheilte, daß sich einige Umstände ereignet hätten, begünstigend für den Wunsch seiner Liebe. Das Gesuch um den Abschied sei bereits eingereicht, und ein artiges Plänchen zum Ankauf in der Nähe ihrer Vaterstadt im Werden."

„Emma triumphirte. Sie ging auf den Sprungfedern des Entzückens, ihre Füße berührten den Boden kaum.

Aber — kann sich der Mensch wohl verschwiegen genug freuen? — Ein Laut nur — und der Schatz seiner Hoffnung verschwindet!"

„Eines Tages, als Onkel Follberg vom Comtoir kommt, kündigt er seiner Tochter mit kaltem Tone an, daß der Banquier Perle so eben um ihre Hand geworben habe, daß sie ihn nehmen müsse, und daß ehestens Verlobung sein werde."

„Emma zitterte, denn sie kannte die Unerschütterlichkeit ihres Vaters. In dieser Bedrängniß fällt ihr ein einziges Rettungsmittel ein, und Emma mochte denken, Zeit gewonnen, alles gewonnen. Sie wirft sich ihrem Väter zu Füßen, und entdeckt ihm, daß sie schon liebe, mich liebe. Emma wußte, wie sehr ihr Vater mir gewogen sei; aber sie wußte nicht, daß sie mein Lebensglück dabei wagte. Ich wurde geholt. Emma empfing mich im Vorsaal, ihre Thränen sprachen zu meinem Herzen, die Hülflosigkeit ihrer Lage rührte mich — und so gab ich mich zu ihrer Rettung hin. Onkel Follberg, sehr vergnügt darüber, daß er sich in seinem Argwohn, hinsichtlich einer geheimen Beziehung zwischen dem Capitain Songal und seiner Emma geirrt hätte, was wohl eigentlich der Grund gewesen, daß er Emma so gedrängt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen — sagte mir seine Tochter zu, nachdem er mir zuvor wegen meines Heimlichthums derb den Text gelesen hatte."

„Der Himmel weiß, wie mir bei der seltsamen Verlobung zu Muthe gewesen! — Emma suchte es auf sehr natürliche Art zu veranlassen, daß ihr Vater den Entschluß faßte, unsere Verheirathung noch ein Jahr aufzuschieben, weil er vorher ein Haus für mich kaufen und einrichten wollte. So war ich denn nolens volens ein Bräutigam geworden, ich mußte es dulden, daß man mich beglückwünschte, wäh-

rend ich mich in Angst und Unruhe innerer Vorwürfe umhertrieb; denn der bestätigende Brief von Songal, der das Siegel meines Versprechens lösen sollte, blieb aus und wollte nicht kommen. Gestern, endlich! nach langer, peinlicher Zeit — meldet der Capitain seiner Braut, daß er die nachgesuchte Entlassung mit Majorsrang erhalten und das schöne, große Rittergut Schluchten, zwei Meilen von hier, durch einen seiner hiesigen Bekannten gekauft habe. Um die Geliebte nicht mit leeren Vertröstungen hinzuhalten, hätte er eher nicht schreiben wollen, bis alles in Richtigkeit wäre. Doch nun würde er am heutigen Tage hier eintreffen und als Civilist sein Heil bei dem Vater seiner Emma versuchen."

„Da entdeckte Emma zur guten Stunde ihrem Vater Alles; erschmeichelte seine Vergebung und seine Einwilligung, ja sogar die Erlaubniß von ihm, mit mir, dem er scherzweise das Haus verbot, dem Geliebten bis hierher entgegen fahren zu dürfen. — Das Posthorn verkündete uns vorhin seine Ankunft."

Hier machte ein tiefausathmender Seufzer des Doctors, womit er gleichsam Muth schöpfte, eine Pause in seiner Erzählung; das Gesicht des Rectors drückte Verwunderung aus — aber er wartete schweigend ab, was Jener nun weiter sagen würde, dem eine wichtige Eröffnung sichtlich auf den Lippen schwebte. „Schon lange, ehrwürdiger Mann!" fuhr der Doctor fort, „ist Ihre liebenswerthe Tochter, welche ich bei der Frau Geheimeräthin von Körner kennen gelernt habe, der Gegenstand meiner innigsten Neigung. Nur um meine Cousine von einer verhaßten Verbindung zu retten und sie dem edeln Songal aufzusparen, verzögerte ich mein eigenes Glück. Minna's holde Unschuld ließ mich ahnen, daß auch sie mir nicht abhold sei; Ihre Erzählung von der

Gemüthsstimmung Ihrer Tochter bestätiget diese entzückende Vermuthung. Lassen Sie mich hoffen, daß kein Ungefähr, sondern die Vergeltung Sie heute, einen so seltenen Gast! hierher geführt habe, auf daß ich an demselben Tage, wo mein Opfer vollendet ward, den Lohn dafür — das größte Glück des Lebens, ein gutes Weib! aus Ihrer Hand empfange! —"

Der Rector saß bestürzt vor freudiger Rührung. „Ja, wenn dem so ist," antwortete er, „so wüßte ich nicht, wer mir als Schwiegersohn willkommener wäre, als Sie, lieber, junger Mann! — Und wahrlich! Sie stecken mir da ein Licht auf, bei welchem ich deutlich sehe, wie die Krankheit meiner Minna und deren heutige Ohnmacht mit Ihrem Quasi-Bräutigamsstande zusammenhangen. Die Zeit trifft genau zu, die Zeichen auch — ich hätte mich deren aus dem Ovid erinnern können."

„Aus dem Ovid?" fragte der Doctor erstaunt, blickte seitwärts, und eine jähe Röthe flog sein männliches Gesicht an.

„Ich nenne Ihnen den Ovidius de arte amandi," erwiederte der Rector, „wo er sagt: Siehe Deine Tochter! Nun sitzt sie da, heimlich weinend, mit Seufzern zwischen den Lippen. Sie faltet die Hände, als ob sie die Rolle der Hekuba spielte. — — Doch, da kommt sie selbst, die heimliche Dirne. Höre, mein Kind!" redete er Minna an, die sich schüchtern näherte — denn sie hatte Emma in den Armen eines fremden Mannes gesehen — „hier der Herr Doctor hat es zufälliger Weise erfahren, daß heute Dein Geburtstag sei. Er hat mich um die Erlaubniß gebeten, Dir ein Angebinde überreichen zu dürfen; ich habe sie ihm

nicht versagt; ja, ich lege, wenn Du es annehmen willst, meinen väterlichen Segen und eine Freudenthräne darauf."

Der Doctor ergriff nun Minna's kleine, bebende Hand und wiederholte seine Beichte. Wie gern, wie leicht glaubt die Liebe! — Jetzt kamen Songal und Emma aus dem Gebüsch, und Emma, die süße, liebreizende Emma wurde die Fürsprecherin ihres großmüthigen Vetters.

Als die Glücklichen am Abend nach Hause fuhren, saßen Minna und ihr Vater in dem Wagen des Doctors, er selbst saß Beiden gegenüber. Ihre verwundete Hand ruhete in der seinigen, und als sie bei dem wilden Rosenstrauche vorüberkamen, zog er sie dankbar an seine Lippen:

Froh wie eine Selige, in Wonne berauscht, fand sich Minna spät auf ihrem kleinen Zimmer wieder. Der glücklichste Tag ihres Lebens war dahin, und Minna fühlte sich wie neugeboren. Sie betrachtete den dürren Myrtenzweig vom Morgen und sagte wie träumend: „Du lieber, lieber Prophet!"

Die Geheimeräthin verjüngte sich ganz vor Freude über diese Entwickelung. Eine Centnerlast fiel von ihrem Herzen, auf welchem der stille Gram des lieben Mädchens so schwer gelegen hatte. Sie hat es sich ganz besonders aus, bei der Vermählungsfeier ihrer lieben Minna die Brautmutter machen zu dürfen.

Zu diesem frohen Feste lieferte Minna's weissagender Myrtenbaum seiner holden Pflegerin den jungfräulichen Ehrenkranz. Die Geheimeräthin hatte eine kleine, auserwählte Gesellschaft eingeladen, unter welcher sich natürlich Kaufmann Follberg, Major Songal und seine Emma befan-

den; doch sollte dieser gastliche Kreis sich erst gegen den Abend versammeln. Als nun die bräutliche Minna an der Hand ihres Geliebten und begleitet von dem seelenvergnügten Vater, die Gartenthür öffnete, um durch die lange Doppelreihe blühender Orangerie und hoher Rosenbäume dem Gartensaale zuzuschweben, da flatterte ihr von jeder Blume ein farbiges Band entgegen, welches die Worte trug: „Wir blühen für Dich!“ Der laue West spielte mit diesen bunten Huldigungsflaggen; so daß der Garten einem aufgelöseten Regenbogen glich und Minna's Augen in Thränen schimmerten.

Herzliche Fröhlichkeit waltete bei dem hochzeitlichen Mahle, welches schmecken ließ, wie freundlich und gütig die Gastgeberin wäre. Wein und Liebe übten ihre begeisternde Kraft. Sogar der alte, ernste Follberg war heiter und scherzhaft, wie man ihn kaum jemals gesehen.

Als das Essen vorüber und der Nachtisch aufgesetzt war, sprangen die Flügelthüren auf, und in dem Endpunct der dunkeln Ferne zeigte sich dem Brautpaar ein transparenter Tempel mit der Inschrift: „Minna's Brautgeschenk!“

Minna zittert in freudiger Ueberraschung — aber das ist ja wohl nicht möglich, dieser Garten, welcher Tausende werth — sollte ihr gehören? — Und doch war es so. Minna fand die gerichtliche Verschreibung auf ihrem Teller, doch keine Worte, um ihren gerührten Dank auszudrücken.

Kaufmann Follberg blieb hinter dieser reichen Schenkung nicht zurück. In freigebiger Weinlaune sagte er: „Auch mein Hochzeitgeschenk, das ich dem argen Helfershelfer da zugedacht, ist durch gerichtliche Hände gegangen. Das Haus, welches ich in der Meinung, ich sorge für meinen Schwieger-

sohn — auf seinen Namen habe schreiben lassen. Und so sage ich denn mit dem römischen Landpfleger: Was geschrieben ist, das ist geschrieben — und das Brautpaar möge in Gottes Namen meinen Segen mit über die Schwelle nehmen! —"

Die Freude ward für einige Zeit von ihrer sanfteren Schwester, der weichsten Rührung, verdrängt, und süße Thränen rollten in den Champagner.

Der Rector segnete seine geliebten Kinder griechisch und lateinisch, und brachte, das blinkende Deckelglas hoch emporgehoben, dem freundlichen Hymen einen Toast dar.

Juni.

Wenn der einsame Spaziergänger die nächsten Umgebungen der Gebirgsstadt A— durchstreift, so führt ihn sein Weg bald durch wallende Kornfelder, bald durch schattige Alleen; hier über grünende Hügel, dort durch heimliche Thäler; hier durch lachende Gärten, dort in dunkle Gebüsche. Ueberall begegnet sein Blick der schönsten Natur, gehoben durch edle, einfache Kunst. „Hier möcht' ich wohnen und das Hüttchen der Ruhe bauen!" ruft er entzückt; doch kaum ist dieser Wunsch seinen Lippen entflohen, als er ihn auch schon bereut, weil er ein neues Plätzchen noch schöner, noch reizender findet. Doch plötzlich bleibt er auf einer Anhöhe, vom freudigsten Schrecken betroffen. Vor seinen Blicken öffnet sich ein liebliches Thal, welches von einer schmalen Bergkette zwar geschützt, doch nicht beengt zu sein scheint, weil dem Auge vergönnt ist, hier und dort und da in die unabsehbare Fläche zu schauen. In der Mitte des Thales erhebt sich ein Landhaus, in echt englischem Geschmack erbaut, welches den Namen „das Johannenstift" führt. Ein Park schließt sich an dieses Haus, der sich bis an das äußerste Ende des Thales hinzieht. — Alles ist hier verschwiegen, heimlich, still; nur der Ruhe heiliger Fittig rauscht leise. Hier hört man nichts vom Geräusch der Welt; nur der Morgenwind führt dann und wann die Töne des Post-

horns von der fernen Landstraße herüber in diese stillen Schatten. Ein klarer Forellenbach rieselt durch den beblümten Grund, unverscheucht singt dreister hier die Nachtigall ihr schmelzendes Lied. Man fühlt, hier wohne der Einsamkeit sanfter, schmerzstillender Geist! hier müsse das Herz von seinen tiefsten Wunden genesen und endlich vergessen lernen. Das Landhaus, dessen Anlagen nur ein lauteres, stilles Gemüth hervorrufen konnte, erhielt jenen Namen von seiner Erbauerin Johanna von Leiden.

Das Fräulein, welches den jungfräulichen Kranz seinem Sarge dereinst vorbehalten, war über die Jahre der Jugend hinaus, ohne diejenige Anmuth eingebüßt zu haben, welche eine schöne Seele und der Adel des Herzens verleihen. Die Blüthe der Schönheit ist vergänglich; aber feine, geistige Züge, ein Lächeln voll Geduld und Güte, ein Auge mit dem Blicke der Sanftmuth, sind Reize von göttlicher Dauer, und wir sagen mit einem Dichter: „Die ist die liebenswürdigste der Frauen, die in der Glorie der Mütterlichkeit die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrte!“ Diese Worte waren auf Johanna von Leiden anzuwenden. Sie gab ihrer verwaisten Nichte eine vortreffliche Erziehung, sie lebte nur in dieser theuren Pflicht. Ihre Freunde sahen mit tiefem Bedauern ein Leben hinwelken, das nur athmete für Anderer Glück. Doch wer, wie die edle Johanna — die Ewigkeit in dem innigsten Zusammenhange mit diesem ersten Athemzuge unseres Seins sich denkt, der trägt mit stiller Freudigkeit seinen Anspruch auf Vergeltung an das Grab, und erwartet ruhig, voll Glauben, Hoffnung, Liebe, die Auflösung aller dunkeln, irdischen Räthsel von dem Lichte einer bessern Welt.

Der Freiherr von Leiden war einer der stolzesten Männer des Landes. Er sah fast alle seine Wünsche in Erfüllung gehen, nur einen, den sehnlichsten — nicht: das Schicksal versagte ihm einen Erben seines Namens.

Die sanfte Frau von Leiden hatte ihrem Gemahl drei Töchter geboren, deren jüngste unsere Johanna war. Mit Schmerz sah sie, daß jedes dieser lieblichen Geschenke ihr einen Theil der Liebe ihres Gemahls raubte, ja, sie erkaltete gänzlich, als die Aerzte nach der dritten, sehr schweren Geburt erklärten, Frau von Leiden werde keine Kinder mehr bekommen.

Die Freifrau liebte ihren Gemahl mit schwärmerischer Innigkeit; der Verlust seiner Liebe däuchte ihr das größte Unglück, das sie treffen könnte. Und wenn sie überlegte, weßhalb er ihr seine Liebe entziehe, so gab das Bewußtsein ihrer Unschuld und der Gedanke, daß sein Stolz die verjährte, geheiligte Neigung ertödte, ihrem Schmerze eine ätzende Schärfe.

Frau von Leiden gehörte zu den Stillen ihres Geschlechts, welche stark im Dulden, alle Kräfte ihres Geistes — nicht zum Besiegen ihres Kummers, nein! nur zum Verbergen desselben — anwenden, und auf jede tiefe Stelle des Gemüths, worin erblaßte Freuden und begrabene Hoffnungen ruhen, die Blume eines Lächelns pflanzen.

Sie litt, schwieg und lächelte so lange, bis ihr Herz dem allzu schweren Grame erlag. Ihr Tod erschütterte den Freiherrn tief. Als die schöne, jugendliche Frau mit bleichen Mienen vor ihm lag, das Geflimmer der Kerzen einen verklärenden Schein über ihre Leiche warf, und der aufziehende Dampf ihr starres, auch im Tode noch liebliches Bild wie in einen Nebel der Vergangenheit hüllte: — da

war es ihm gegenwärtig, wie oft, wie schwer er sich an der Entschlafenen versündiget hätte. —

Sein Gewissen verklagte ihn; aber ihr Mund war freundlich geschlossen für immer. Trost fand er nur in dem festen Vorsatze, das an der Mutter begangene Unrecht durch die ungetheilteste Liebe für seine Kinder zu vergüten, welche noch so klein und unbekannt mit der Größe ihres Verlusts waren, daß sie harmlos mit den silbernen Quasten des Bahrtuchs spielten, worauf die treue Mutter lag! —

Der Freiherr hielt an diesem Worte der Sühne. Er ließ seinen Töchtern die sorgfältigste Erziehung geben, und schritt zu keiner zweiten Ehe, wie viele Vorschläge ihm auch gemacht wurden. Die Zeit milderte endlich das Gefühl seiner Schuld gegen die selige Frau und mischte seine reuige Vaterempfindung mit stolzen Wünschen. Die herrschende Leidenschaft seines Charakters, nur unterdrückt von schwermüthigen Erinnerungen — gewann allmählich wieder Raum in seiner Seele. Er hoffte, seine Töchter würden einst durch glänzende Verbindungen den erlöschenden Namen seines Geschlechts überstrahlen.

Die beiden ältesten Fräulein von Leiden schienen diese Erwartungen erfüllen zu wollen. Sie entfalteten sich sehr glücklich. Schönheit, Talent, ein feiner Tact des Betragens, der sie schon im kindlichsten Alter das Schickliche treffen ließ, erwarben ihnen frühzeitig Freunde und Bewunderer in Menge. Ihr erstes Erscheinen auf der Bühne der großen Welt wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Man nannte den Freiherrn den glücklichen Vater. Man sagte ihm oft, wie beneidenswerth er wäre. Das jüngste Fräulein war ein von ihren Schwestern ganz verschiedenes Wesen. Vielleicht hätte man Jene schöner nennen können; allein ein

wundersamer Reiz ruhete in Johanna's zarten Zügen. Eine milde, fromme Demuth blickte aus den sanften, braunen Augen, der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, wohnte auf ihrer reinen Stirn, eine Glorie hellblonder Locken umfloß ihr lichtes Angesicht, wie goldenes Gewölk den Mond, und ein Lächeln umschwebte ihre Lippen, wie der Hauch des Frühlings eine aufblühende Rose. Ihre Gestalt war fein und schlank, und der Ton ihrer harmonischen Stimme schlug tiefe Saiten an und entlockte selbst einem zerrissenen Gemüthe, einem verhärteten Herzen das weiche Gefühl der Theilnahme an dem, was sie sagte. Selten sprach ihr Mund eine vergebliche Bitte aus. Der Freiherr hatte eine zärtliche Schwäche für diese Tochter, welche unter den drei Mädchen ihrer Mutter am meisten ähnlich war. Und dennoch gab sie ihm keinen Triumph, denen gleich, womit ihre Schwestern seinem väterlichen Hochmuth schmeichelten; vielmehr unterwarf Johanna, des bescheidensten Gehorsams ungeachtet, die stolzen Vorurtheile ihres Vaters stets ihrer besseren Ueberzeugung.

Von früher Kindheit an zeigte Johanna eine große Vorliebe für die Stille der Einsamkeit. Dem Freiherrn war dies zuwider. „Was soll das?“ fragte er finster Johanna's Bonne, wenn er die Kleine in den tiefsten Schatten des Gartens in einem Bilderbuche blätternd fand, innigst vergnügt durch diesen einsamen Zeitvertreib. „Ich liebe es nicht, wenn Kinder scheu zu Winkel kriechen. Ein Kind muß die Menschen mehr suchen, als Bäume, die Puppe lieber haben, als Blumen und Bilder, und den Klang der vorbeiziehenden Leier mit größerem Vergnügen hören, als das Gemurmel des Silberbachs oder wie man sonst in der Sprache der Dichter sagen mag. — Ist es anders, so wird

eine empfindsame Thörin aus dem Mädchen, das nie vergessen sollte, daß es ein Fräulein von Leiden sei!"

„Armes Geschöpf!" sagte die Bonne dann, welche der Mutter Freundin gewesen war, „ach! ich fürchte, Dein Geschick wird es Dich nicht vergessen lassen, daß Du eine geborene von Leiden seist! —"

Johanna hatte ihr sechzehntes Jahr vollendet, als ihr Vater einmal in einer Gesellschaft äußerte, wie leid es ihm wäre, keinen Unterricht in der englischen Sprache, die er vorzüglich liebe, für seine Kinder finden zu können.

„Diese Gelegenheit ist gefunden," erwiederte lächelnd der Mann, zu welchem der Freiherr gesprochen hatte, „und schöner konnten Sie sich selbige nicht träumen. Seit Kurzem lebt ein junger Engländer hier, Sir Edward Shleeden, der bereits in einigen anständigen Familien Lehrstunden im Englischen, wie im Zeichnen und Malen, ertheilt, in welchen letzteren beiden Künsten er es bis zur Meisterschaft gebracht haben soll."

Der Freiherr war über diese Nachricht entzückt. Schon am folgenden Tage ließ er Sir Edward Shleeden zu sich bitten. Der junge Engländer erschien. Sein Aeußeres, die stolze, edle Haltung, der feine Anstand, den er zeigte, nöthigten dem Freiherrn unwillkürlich ein ehrendes Gefühl, ein zarteres Benehmen ab, als er sonst gegen Leute, welche er unter seinem Stande glaubte, anzunehmen gewohnt war. Es wurde beschlossen, daß Sir Edward die drei Fräulein im Englischen unterrichten, die vorgebildete Johanna aber noch insbesondere im Zeichnen und Malen lehrend anweisen sollte.

Ein halbes Jahr hatte dieser Unterricht gedauert, den Johanna mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auffaßte, als ein

paar vornehme Männer sich um die beiden ältesten Fräulein bewarben. Der Freiherr fand diese Anträge so ehrenvoll, so seinen Planen angemessen, daß seinen Töchtern kaum eine Wahl übrig blieb. Zu eben dieser Zeit heirathete die Bonne, welche die aufgegebenen Wünsche einer alten Liebe spät, aber schön vom Schicksal erfüllt sah. Johanna verlor eine zweite Mutter — das war die Bonne ihr gewesen! — und der Freiherr sprach davon, eine schickliche Gesellschafterin für seine Tochter anzuschaffen. „O mein Vater!“ sagte Johanna bittend, „das thue nicht! — Du wirst von Deiner Tochter nicht so gering denken, als daß Du fürchten könntest, ihre Ehre bedürfe jemals einer Wächterin! Es würde mich meiner schönsten Freuden berauben, wenn Du ein fremdartiges Wesen an meine Seite setztest, das mich vielleicht in meiner stillen Weise störte.“

Der Freiherr schwieg; aber es war nie mehr die Rede davon.

Johanna war nun mit ihrem Vater allein. Sie suchte alles hervor, um ihm den Verlust ihrer beiden Schwestern einigermaßen zu ersetzen, und dies Bestreben gelang ihrer kindlichen Liebe vollkommen. Der Freiherr war jetzt oft kränklich, und dieser Zustand lehrte ihm erst die schönsten Tugenden seiner Tochter Johanna kennen. Eine unermüdliche Geduld, ein stilles, sanftes Wesen voll Hoffnung und Mitleid, ein frommer Muth machten sie geschickt, Leidende zu behandeln und die wunderlichste Laune eines Kranken zu ertragen.

Die Lehrstunden bei dem Engländer waren Johanna's größte Freude. Sir Edward erstaunte über die Fortschritte seiner liebenswürdigen Schülerin, und nicht weniger über den Kunstgeist, der in ihren Handzeichnungen, in ihren malerischen Versuchen waltete. Mit der fremden Sprache ward

sie der fremden Schätze mächtig, und eine Welt der Poesie öffnete die goldnen Pforten, um eine himmlische Seele zu entzücken.

Johanna empfand ihren Genius. Sie glaubte sich durch ihn auf einen Standpunct erhoben, wo kein schweres Verhängniß ihr nahen könnte; Frieden und Seligkeit füllten diesen stillen, sturmlosen Busen. Arme Johanna! wann könnte der Mensch sich seinem Schicksale entziehen? — Daß Johanna ihren Lehrer liebte, wußte sie nicht einmal; denn diese Empfindung war noch durch keinen äußern Widerstand, durch keine Trennung — aus der Tiefe ihres seligbefriedigten Herzens zum Bewußtsein erhoben worden.

Nicht so war es mit Edward. Dieser fühlte mit unsäglichem Schmerz, daß er für die engelgleiche Johanna glühe. Er fand die züchtige Sittsamkeit seiner Landsmänninnen bei dem deutschen Mädchen wieder, das, wäre es ihm auch nicht durch Geburt und Rang entrückt gewesen, ihm dennoch nicht hätte zu Theil werden können, weil — seine Hand versagt war.

Er hatte sich kurz vor seiner Abreise nach Deutschland mit einer Verwandtin seines Vaters, nach dem heißen Wunsche desselben, verlobt. Edward achtete die gute, fleißige, unbescholtene Jenny; aber er liebte sie nicht, und trug ein freies Herz über das Meer, um es auf ewig an Johanna zu verlieren. Er konnte nicht immer, wie Johanna, unbekannt bleiben mit seinen Gefühlen. So wie er zur Kenntniß seiner Leidenschaft kam, bewachte er mit Strenge gegen sich selbst Auge und Lippe; aber die Liebe, verkleidet in den feinsten Stoff, schlüpfte dennoch, ätherisch wie ein Sonnenstrahl, in die offene Seele des Mädchens. Lehrer und Schülerin lasen mit einander die gefeierten Dichter der

Briten. Die fremde Begeisterung ward ihre eigene, die erträumte Liebe eine wirkliche. Um nicht in dem Kampfe mit seinen Gefühlen zu ermatten, wählte Edward ein Mittel, das ihm selbst die stärkste Ueberwindung kostete. Er sprach oft von seinem Vaterlande, rühmte die stillen Tugenden seiner Landsmänninnen und entwarf in zitternden, schwankenden Zügen, mit mehr Gerechtigkeit als Phantasie, das Geistesportrait seiner Braut. Seine Blicke ruheten, während er zu Ende sprach, so schwer am Boden, als suche er die Hoffnung in der Tiefe nur, und ein Seufzer wand sich los, wie von der Kette seiner Freiheit, die ihm die Brust zusammenschnürte. — Furchtsam heftete er das Auge auf Johanna; doch er sah in ein himmlisch lächelndes Gesicht.

„O! das dachte ich wohl," sagte sie freundlich, „nur eine Solche konnte Edward lieben! — Sie werden an der Seite dieses Engels sehr glücklich sein. Und ich? — ich werde auch glücklich sein. Glücklich in der Erinnerung an Sie, an diese Tage, in den Wünschen für Ihr Wohl — in den Gebeten für Sie —"

Edward fühlte von dieser Güte, dieser Unschuld sein Herz zerrissen. Er floh dann auf sein einsames Zimmer, um hier die unheilbare Wunde ausbluten zu lassen.

Wenn Edward der aufmerksamen Johanna von seiner Kindheit erzählte, so gewährte dies Beiden ein süßes Vergnügen. Er setzte sie in genaue Bekanntschaft mit seiner Familie, er schilderte ihr nicht allein die häuslichen Sitten und Gebräuche, welche nach der Weise des Landes darin üblich wären, sondern er zeichnete ihr auch das Landhaus seines Vaters und gab alle Verhältnisse desselben mit sorgsamer Pünctlichkeit an. Ein besonderer Riß davon bestimmte ihr die innere Beschaffenheit der Gemächer; jede Stelle des

großen, schönen Parks erhielt ein eigenes Blatt. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit erkundigte Johanna sich nach der inneren Einrichtung des Hauses. „Es wird mich trösten," sagte sie, „wenn ich mir einst so recht lebhaft werde denken können: hier, in diesem Zimmer, sitzt Edward mit Jenny; hier, auf diesem einsamen Gartenplätzchen, denkt er vielleicht an die entfernte Freundin; hier, auf diesem Blumenstück, spielen seine Kinder — —" und eine Thräne rollte auf das Blatt, wo Edwards Vaterfreuden blühen sollten.

So waren länger als zwei glückliche Jahre vergangen. Da feierte Johanna ihren Geburtstag; doch hatte sie von ihrem Vater sich die Erlaubniß erbeten, ihn still begehen zu dürfen. Sie stand am Fenster und sah mit sehnsuchtsvollen Blicken der Ankunft ihres Lehrers entgegen, der heute ungewöhnlich lange ausblieb.

Jetzt trat er ein; aber Johanna bebte bei seinem Anblicke. Sein Gesicht war bleich, das Auge erloschen, Verstörung sprach aus seinen Zügen, sein ganzes Wesen schien in Aufruhr.

„Johanna!" sagte er leise mit versagender Stimme, „der Tag Ihres Lebens giebt mir den Tod. Denn — was ist Sterben anders, als das Verlassen des Liebsten, des Theuersten? — Ein eben angekommener Brief von meiner Mutter ruft mich schleunigst vom Continent zurück. — Mein Vater kränkelt und wünscht mich noch vor seinem Ende mit Jenny vereiniget zu sehen. Noch heute reise ich von hier ab und sehe Sie niemals — ach! niemals — wieder! —"

„Niemals? — —" wiederholte Johanna mit dem Tone einer trostlosen Frage. „Niemals!" antwortete in stiller Verzweiflung der Jüngling. Beide schwiegen nun im erschütternden Schmerze dieser Vorstellung.

Aber der Himmel läßt seine Lieblinge nicht sinken! In diesem verhängnißvollen Augenblicke trat ein Engel an die Seite der vergehenden Johanna und flüsterte ihr Worte des ewigen Lebens in die betäubte Seele. Ein höherer Glanz umfloß die trübe Seele der Trennung, und aus Johanna's Augen, obwohl von Thränen verdunkelt, brach ein überirdischer Strahl, da sie Edwards Hände ergriff und heftig drückte, wobei sie sagte: „Und würde denn nicht nach dem längsten Beisammensein auch endlich ein irdischer Abschied für uns erscheinen müssen? Ist das Leben mehr als ein Augenblick? und haben wir nicht ein langes, glückliches Leben voll stiller Seligkeit gelebt? — Soll ich glauben, daß unsere Bekanntschaft ein Spiel des Zufalls war, verweht von den Winden, die Sie über das Meer tragen werden? — Noch gestern las ich — und es hat mich mit Freude und Anbetung erfüllt —, daß an jedem Frühling der fast unsichtbare Blumenstaub, nach den Gesetzen der Natur, nur die verwandte Blume und keine andere suche. O Edward! wenn die Weisheit des Schöpfers den seelenlosen Staub also würdigte: welches höheren Vorzugs der Liebe darf sich da nicht der unsterbliche Mensch getrösten? — Ja, mein Freund! in dem Frühlinge einer besseren Welt wird mein Staub, der, eine Blume der Gottheit! auf Erden ausgestreuet ward, um für den Himmel zu reifen — dem Ihrigen zufliegen, und auf ewig werden wir dann vereiniget sein! —"

„Gehen Sie, Edward! erfüllen Sie Ihre Bestimmung. Daß Sie mich nicht vergessen werden, sagt mir mein Herz. Die Erinnerung an Sie wird mich wie ein freundlicher Genius durch das öde Leben begleiten. Gehen Sie froh! Das Leben ist ein flüchtiger Traum, und bei dem Erwachen finden wir uns wieder! —"

„Heilige!“ stammelte Edward, und sank zu Johanna's Füßen. Sie beugte sich zu ihm hernieder — er preßte sie heftig an das hochschlagende Herz und drückte seine Lippen auf ihren blassen Mund. Dieser Kuß, der einzige und letzte! umfaßte die keuschen Wünsche der Liebenden und vermählte ihre Seelen. Es war ein Tropfen Seligkeit in den herben Kelch des Scheidens, der ihnen nicht vorübergehen konnte. Edward taumelte zur Thür hinaus, und Johanna sah sich in einer unendlichen Leere allein.

Sie blickte starr auf die Stelle, wo die geliebte Gestalt verschwunden war. Da sah sie eine Rolle am Boden liegen, welche in seiner Hand gesehen zu haben, sie sich erinnerte. Sie nahm die Rolle auf, entfaltete sie und ward durch ein höchst gelungenes Bild freudig überrascht. Johanna selbst, zum Sprechen getroffen, fand sich auf dem Felde der heiligen Geschichte, wo das Mitleid des redlichen Boas seine Garben loser vor der frommen Aehrenleserin binden ließ. Die Fernsicht zeigte das kleine Bethlehem in seiner prunklosen Niedrigkeit, die der Herr des Himmels erhoben über die Throne aller Zeiten — die stillen Höhen, wo Isai's Sohn, der königliche Sänger, die Heerden weidete. Die mütterliche Naemi stand von ferne und blickte in lauschender Stellung nach dem hochgestalteten Boas hinüber, ob er die Demuth, die liebliche Schönheit der frommen Ruth auch sähe, der halb verborgen von goldnem Getreide, das ihn mit Segen beschüttete, sein ernstes Auge auf die arme Sammlerin geheftet hielt.

Johanna hatte eine Vorliebe für diese Erzählung des alten Testaments, und daß Edward sie als Ruth gemalt, schmeichelte nicht nur diesem idyllischen Geschmack seiner Schülerin, sondern gab ihr auch den unwiderlegbarsten Be-

weis von seiner Liebe. Denn — hatte sie ihm jemals gesessen? Ihr Bild lebte also in seiner Seele, und in der rührenden Einfalt jener patriarchalischen Zeit lächelte es die Tochter edler Herkunft an.

Johanna's Augen flossen über, da sie es betrachtete. Die zarten Gestalten schwankten hinter dem Schleier ihrer Thränen, die Aehren wogten leise hin und her. — Einige Worte auf die Rückseite geschrieben, überzeugten Johanna, daß dies Gemälde zu einem Angebinde für sie bestimmt gewesen sei.

Die schnelle Abreise des Engländers, Johanna's trauernde Stimmung und so manches Andere noch regten einen schon früher entstandenen Verdacht in dem Freiherrn an, und er sprach deßhalb mit seiner Tochter. Johanna hatte es gegen ihren Vater keinen Hehl, daß sie ihren Lehrer mit allen Kräften ihres Herzens geliebt und ewig lieben werde. — Die Augen des Freiherrn blitzten Zorn, seine Miene verfinsterte sich, und sein Mund öffnete sich, um diese freimüthige Liebe niederzudonnern; doch Johanna blieb ruhig. Sie küßte seine gefurchte Wange, und sagte: „Sieh nicht so böse dazu, mein Vater! diese Liebe kann Dich nicht beleidigen. Ein Schatten würde Deinen Ansichten wesentlicher in den Weg treten, als dies Gefühl, welches ohne Wünsche, ohne Hoffnung, rein wie die Liebe der Engel, sich selbst genügt. Ich halte es nur für Unrecht, wenn der Vater in dem Herzen seines Kindes ein Fremdling ist, darum sage ich Dir, wer das meinige besitze. —"

Dieses offene Vertrauen, diese rührende Gelassenheit blieb doch nicht ohne alle Wirkung auf den Freiherrn. Er unterdrückte den harten Vorwurf, der schon auf seinen Lippen grollte, und schwieg. Die Sinnesart des Freiherrn hatte

sich überhaupt seit einigen Jahren geändert. Die hohe Spannung seines Stolzes und der cholerischen Reizbarkeit seines Gemüths war in langer Kränklichkeit erschlafft, und schmerzliche Erfahrungen mancherlei Art hatten ihm eine richtigere Würdigung der Dinge gegeben. Er lernte einsehen, ob auch spät — daß äußere Güter, und das, was die Welt Glück nennt, nicht der wünschenswürdigste Besitz des Menschen sei.

Seine beiden Töchter waren glänzend, aber unglücklich verheirathet. Die älteste, welche an den Präsidenten von Drontheim vermählt war, blieb kinderlos; ihr Mann achtete seine Frau nicht mehr und hielt sich schadlos, und wenn die Tochter vor dem Vater weinte und klagte, so fühlte dieser mit geheimer Reue, wessen Schuld die Arme büße. — Die zweite Tochter, welche den Herrn von Staldo geheirathet hatte, war einem Wüstling zu Theil geworden, der zwar mit Anstand verschwendete; aber nichtsdestoweniger durch die liberale Weise, mit welcher er über seine Einkünfte, ja über sein Vermögen schaltete, wozu er nach einem echt ehelichen Begriff die ansehnliche Mitgift seiner Frau und ihre väterliche Erbschaft dereinst — rechnete, seinen Ruin herbeizuführen schien.

Diese Erfahrungen bewogen nun den Freiherrn, das Glück seiner jüngsten Tochter ihrer eigenen Wahl zu überlassen. Er kränkelte fortdauernd, und war in diesem siechen Zustande unfähig, die kleinste Unruhe oder Störung zu vertragen. Die stille Johanna verließ daher ihren Vater nie, um die Wächterin seiner Ruhe zu sein. Sie verschwand aus der großen Welt, in deren geselligen Kreisen sie sich nie behaglich gefühlt hatte, und man gedachte des jungen Fräuleins

selten, das seine Schönheit der düstern Pflicht der Krankenpflege allein weihete.

Die Präsidentin von Drontheim starb plötzlich, und dieser traurige Vorfall erschütterte die Lebenskraft des Freiherrn dergestalt, daß er seiner Tochter bald in das Grab nachfolgte.

Die Erbangelegenheiten verursachten keinen Streit in der Familie, ungeachtet die jüngere Johanna sich als verkürzt hätte ansehen können. Frau von Staldo übernahm die Güter ihres Vaters, der sich doch größtentheils in der Hauptstadt aufgehalten hatte, früher, um seinen Kindern die bestmöglichste Erziehung zu geben, später, um sich der Nähe des Arztes zu getrösten — und Johanna, volljährig nunmehr, ließ sich ihr Vermögen bar auszahlen, was nur mit einem Verlust beträchtlicher Ansprüche geschehen konnte.

Die Gesundheit der zarten Johanna hatte jedoch durch die Scenen der letzten Lebenstage ihres Vaters, durch die angreifenden Beschäftigungen mit seinem Nachlaß, so sehr gelitten, daß eine Ortsveränderung für sie nöthig war. Sie gab daher den Bitten ihrer Schwester nach, und begleitete die Frau von Staldo auf ein Gut im höheren Gebirge, welches, einsam und reizend gelegen, sich ganz zu einem Aufenthalte eignete, wie ihn ein trauerndes Gemüth bedurfte. Um Johanna zu erheitern, machte ihr Schwager, der zum Besuch da war, kleine Ausflüge mit den Frauen, und bei einer dieser Partien lernt Johanna das Thal kennen, dessen sich der Leser noch aus dem Anfange dieser Geschichte erinnern wird. In ihrer Seele erwachte ein Plan, der sie schon längst in wachen Träumen beschäftiget hatte. Sie entdeckte sich ihren Verwandten, und diese mochten bestimmende Ursachen haben, Johanna's Idee nicht nur ihren ganzen Bei-

fall zu schenken, sondern ihr auch die thätigste Unterstützung zuzusichern, wenn es zur Ausführung kommen sollte.

Herr von Staldo erfuhr nun auf sein Nachforschen, daß dieses Thal zu den Besitzungen der Stadt A — gehöre. Er fand keine Schwierigkeiten, als er sich im Namen seiner Schwiegerin als Käufer dazu meldete. Durch die Gunst des Zufalls wurde Johanna mit einem geschickten Baumeister bekannt, dem sie ihren Entwurf mittheilte, und Risse und Zeichnungen vorlegte. Und so entstand denn in der Mitte des Thals ein Gebäude, welches in allen Verhältnissen dem in der Nähe von London lebenden väterlichen Landsitze des Sir Edward Shleeden, wie ein Wassertropfen dem andern, ähnlich war. Der Park ward nach denselben Normen angelegt, und die Natur half gefällig das Werk einer liebenden Täuschung vollenden.

Zwei Jahre hatte Johanna in dem Hause ihres Schwagers gelebt, als sie ihren nun völlig eingerichteten Jungfrauensitz bezog. Als sie über die marmorne Schwelle schritt, fiel eine Thräne darauf, eine Weihe, welche der Erinnerung floß. Ein Gefühl vergangener und heimathlicher Liebe wehete sie an, es war ihr zu Muthe, als würde Edwards hohe Gestalt aus diesen Gemächern kommen, und seine Freundin im Hause der Väter willkommen heißen.

Johanna theilte nun ihre Zeit in Arbeit, Lectüre, Musik und in stille, unbemerkte Handlungen der Wohlthätigkeit. Die Abgeschiedenheit, in der sie lebte, erhielt ihrer Seele den reinsten Frieden; jede Berührung, in welche sie mit der Welt gerieth, störte ihn auf längere oder kürzere Zeit. Der Mensch mit weichem, wundem Herzen bedarf der Einsamkeit, wie Kranke der Ruhe. In jedem leidenden Zustande regt die Welt nur zu Schmerzen auf. —

Johanna war zu gebildeten Geistes und zu sehr mit den Zwecken ihres irdischen Daseins vertraut, als daß sie hätte glauben können, sie erfülle diese Bestimmung in ihrer gegenwärtigen Lage. Mit bangem Ernst sann sie öfters darüber nach, wie und auf welche Weise sie mehr Gutes stiften, sich gemeinnütziger machen könne. — Das Schicksal antwortete ihr auf diese Fragen, und wies ihr einen Wirkungskreis an, der ihrem Pflichtgefühle entsprach.

Frau von Staldo fühlte sich nach einer mehrjährigen Pause aufs neue Mutter. Diese Entdeckung betrübte sie sehr, Sie überließ sich dem Unmuth, den ihr der Gedanke an schwere Leiden erregte, welche ihr bevorständen — eine krankhafte Reizbarkeit quälte sie selbst und Andere mit übler Laune und schlimmen Einbildungen.

Als Frau von Staldo unter heißen Thränen bekümmerter Scham ihre Schwester mit ihrer unwillkommenen Erwartung bekannt machte — erschöpfte sich die sanfte Johanna in den wirksamsten Trostgründen. Doch umsonst! Frau von Staldo brach in schmerzliche Klagen aus, und sagte: In ihr walte die Ahnung, daß dieses Kind ihr das Leben kosten werde. Johanna erwiederte hierauf, Vernunft und Religion geböten, daß diese schädliche Stimmung, die fixe Idee des Todes bekämpft würde. Gott allein, der Herr unseres Lebens! habe sich die Zeit desselben vorbehalten, und von der Stunde wisse Niemand, als er, der Vater! — Sie legte ihr die Pflichten gegen ihren Gemahl, gegen ihre Kinder und gegen sich selbst dringend an das Herz, und flößte ihr guten Muth ein. Frau von Staldo versprach, sich zu beruhigen. „Du könntest viel dazu beitragen, liebste Johanna —" sagte ihre Schwester mit bittender Zärtlichkeit. Johanna

horchte auf. „Wenn Du mir geloben wolltest," fuhr Frau von Staldo fort, „Dich meines armen, verlassenen Kindes anzunehmen, im Falle daß meine trübe Ahnung dennoch in Erfüllung ginge." Dies versprach Johanna gerührten Herzens auf das heiligste.

Wie sich die Niederkunft der Frau von Staldo näherte, verließ Johanna das stille Landhaus im Thal, um ihrer Schwester hülfreich beizustehen. Sie ließ einen treuen Diener zur Aufsicht zurück, nahm ihre alte Kammerfrau mit sich, und traf ihre Anordnungen für die Abwesenheit einiger Monate.

Die Entbindung der Frau von Staldo fand unter den glücklichsten Umständen Statt. Sie selbst lag blaß, aber mit lächelnder Miene, in dem thronartigen Wochenbette, und freuete sich eines engelschönen Töchterchens, das sie an den Busen drückte, der nun seiner Angst entlastet war. Doch schon nach wenigen Tagen trat ein Kindbetterinnenfieber mit großer Heftigkeit ein, und frühere Befürchtungen schienen sich erfüllen zu wollen. Johanna wich weder Tag noch Nacht von ihrer Schwester. Das neugeborene Kind ward plötzlich so schwach, daß es die Nothtaufe erhalten mußte. Johanna hielt das leise athmende Kind auf ihren zitternden Armen, ihre Thränen, heiß und herbe, rollten in das Wasser der Weihe. Der Geistliche sprach einige rührende Worte des Segens über den nach der Heimath entfliehenden Engel, und fragte jetzt nach dem Namen. Johanna war in Schmerz und Andacht aufgelöst. Sie war überzeugt, das kleine Todesopfer habe bald überwunden; sie wollte daher sein verschwindendes Dasein auf dieser Erde gern mit einem Namen bezeichnen, den eine schöne Seele einst geführt, und so nannte sie es in liebender Erinnerung „Ruth."

Das Kind hatte die heilige Taufe empfangen, da wollte es Johanna bedünken, als athme es jetzt stärker. Sie hielt dies für das letzte Aufflackern des schwachen Lebensflämmchens. Gegen den Abend befand sich auch Frau von Staldo merklich besser. Sie verlangte nach der Kleinen, die ruhig fortschlummerte, und fragte, welchen Namen man dem Kinde gegeben hätte. Schüchtern und ängstlich, — denn Johanna kannte ihre Schwester — sprach sie ihn aus. Frau von Staldo äußerte mit Bitterkeit und sichtbarem Verdruß, welche Grille Johanna bewogen, einen Namen zu wählen, den kein Mensch in der Christenheit führe, ja, der vielleicht kaum noch bei den ältesten Jüdinnen gefunden werden dürfte. —

Johanna wollte ein theures Andenken nicht entweihen, sie antwortete daher sanft, sie hätte nicht geglaubt, dafür verantwortlich sein zu müssen. Im Himmel — dem das Kind während der Taufe näher als der Erde anzugehören geschienen, wäre dieser Name gewiß gut angeschrieben.

Frau von Staldo erholte sich, obschon langsam; auch die kleine Ruth trank Gedeihen an der Brust einer fremden Amme — doch der Mutter Herz war liebeleer für das Kind. Johanna maß sich mit stiller Betrübniß die Schuld dieser unnatürlichen Kälte bei. Sie dachte sehr richtig, der veraltete Name, den sie ihrer kleinen Nichte ertheilt, wäre ihrer Schwester so verhaßt, daß diese ihr Kind weder nennen und sehen möchte. Und obgleich Johanna Jungfrau war, so belehrte sie doch ein eingeborenes Gefühl darüber, daß die Mutterliebe — und vollends bei dem starren Sinne, bei dem kalten Gemüthe der Frau von Staldo — sich nicht allmählich ansetze wie ein Mineral, sondern organisch, von innen heraus wachsen und wirken müsse, als

Trieb des Lebens selbst, und an seinen Früchten zu erkennen. Sie sah das Schicksal der armen, kleinen Ruth voraus, der sie das Erbtheil der Natur, die mütterliche Liebe, geraubt, und hielt sich daher zu der erschöpfendsten Genugthuung gegen das Kind verpflichtet.

In einer guten Stunde fragte Johanna ihre Schwester auf die zarteste, schonendste Weise, ob sie ihr die Kleine wohl ganz überlassen wolle. — Frau von Staldo kannte die edle, zuverlässige Johanna; sie wußte, daß ihre Schwester mit unverbrüchlicher Treue jede einmal übernommene Pflicht erfüllte, sie berechnete schnell den Vortheil, der sich daraus ziehen ließe, und nahm mit Freuden diesen Vorschlag an.

So kehrte denn Johanna nach einer Abwesenheit von drei Monaten, begleitet von der kleinen Ruth und deren Amme, in ihr friedliches Thal zurück. Das der Stille geweihete Leben der einsamen Jungfrau hatte einen schönen Zweck erhalten, und Johanna kannte kein süßeres Bestreben, als ihn zu erreichen. Sie hauchte ihren sanften, frommen Geist in die Seele des Kindes, sie lehrte es die Natur, ihren Schöpfer und alles Gute und Schöne lieben. Das Kind, ein Engel an Gestalt und Sinn, athmete nur Friede und Freude; es wuchs auf, einem Blümchen gleich, dessen knospende Schönheit geschützt ist durch heiligen Schatten, genährt von reinem Thau, von der Luft des Himmels!

Nach einer mühseligen, oft gefahrvollen Fahrt begrüßte Edward Shleeden mit verdüstertem Gemüth, von bangen Ahnungen geängstet, die Ufer der heimathlichen Insel. Er

fand seine Mutter und seine Braut in Trauer und Thränen, sein Vater war vor einigen Tagen gestorben.

Edward hatte sich, seit er das Schreiben seiner Mutter erhalten, welches ihn nach Hause berief, keines absichtlichen Verzuges schuldig gemacht; dennoch durchdrang bei dieser Erfahrung sein Herz ein der Reue ähnliches Gefühl mit scharfem Schmerze, und seine Augen flossen über, daß die des Vaters gebrochen wären, ehe sie den geliebten Sohn noch einmal gesehen. Edward hätte jetzt die Hälfte seines Erbes für einen Blick des Segens gegeben — aber die Todten schlafen tief und keine Klage weckt sie mehr!

„Der alte Shleeden war Kaufmann gewesen, und sein Sohn übernahm jetzt die Geschäfte des Vaters. Edward hatte diesen Stand nicht aus Neigung gewählt, und um ihm Zeit zu gönnen, ehe er an das Comtoir gefesselt würde, hatte sein Vater ihm die ausgedehnteste Freiheit, zu reisen und Welt und Menschen kennen zu lernen, bewilliget. Unweit der Hauptstadt, wo Edward zwei Jahre hindurch lebte, ward er beraubt, und zwar so sehr, daß ihm nur ein ganz kleiner Rest seiner Barschaft und einige unbedeutende Papiere übrig blieben. Edward überlegte nun, wie er sich aus der mißlichen Lage, worin er sich plötzlich versetzt sah, retten könnte, ohne diesen großen Verlust seinem Vater anzeigen zu müssen. Die Idee der Unabhängigkeit, für welche der junge Brite schwärmte, machte ihm den Gedanken lieb, sich durch Unterricht im Englischen einen kleinen Schatz zu sammeln, mittelst dessen er im Stande wäre, die Kosten seiner Weiterreise bestreiten zu können. Er fand bald Geschmack an dieser Art zu leben, durch sie lernte er Johanna kennen, und nicht früher als nach dem

mütterlichen Rufe, vermochte er es, sich von einem Wesen zu trennen, welches einen tiefen, unzerstörbaren Eindruck auf sein Herz gemacht hatte.

Mutter und Braut bemerkten sehr bald, jedoch in verschiedener Hinsicht, daß mit Edward eine Veränderung vorgegangen wäre, die nicht allein dem Trübsinne kindlicher Wehmuth zugeschrieben werden dürfte. Der Wittwe war ihr Sohn bei seinem ersten Anblick blaß und hager vorgekommen — Jenny fand den Verlobten traurig und träumerisch. Man sagte es ihm endlich, man fragte besorgt um den Grund. Edward fühlte sich beschämt in der Nothwendigkeit, einen Vorwand anzugeben. Er sprach von den Erschöpfungen der Reise, von dem düstern Eindrucke, den der verödete väterliche Platz auf ihn hervorgebracht, und man ließ diese Antwort gelten und beruhigte sich um ihn.

Sobald der Anstand, den die Trauer gebot, es nur erlaubte, ließ Edward sich mit Jenny trauen. Er hoffte, die verlorene Ruhe in der Unumstößlichkeit seines Schicksals wieder zu finden.

Die Zeit bewährte ihren lindernden Balsam auch an Edwards verborgener Herzenswunde. Die Macht der Gewohnheit, innige Achtung für den sanften, gediegenen Charakter seiner Gattin, ein holdes Kind, das sie ihm gebar, knüpften ihn fest und immer fester an die treue Jenny.

In segensreicher Thätigkeit, versüßt durch häusliche Freuden, gingen seine Tage wohlgenützt dahin, und die Zufriedenheit wohnte ihm bei. So lebte Edward im Genuß der Eintracht und inneren Ruhe, wenn auch nicht jenes höhe-

ren Glückes, dessen Ahnung Johanna in ihm erregt, und das im Glanze überirdischer Seligkeit wohl das Herz von ferne entzücken, aber nicht der Besitz des Menschen hienieden sein darf, dessen Loos es ist, den Wegen der Vorsicht, für die Sterblichen in heiliges Dunkel gehüllt, zu folgen. —

Zwar hatte die Erinnerung an Johanna in seinen Gärten wie in seinem Gemüthe einen Tempel, zwar schwebte ihr Bild in einiger Jugend wie die Götter, welche sie gewähren, vor seiner Seele, zwar verknüpften sich seine innigsten Vorstellungen dem Denkmal der theuren Johanna, das hehr und hoch den Raum seiner Gedanken einnahm und in der Tiefe seiner Gefühle begründet war —; allein er genoß doch die Ruhe, den Frieden, womit das Bewußtsein erfüllter Pflicht lohnt. So oft er an den Ufern des stolzen Stromes, an dem sein Landhaus lag, ein Schiff mit flatternden Segel dahin gleiten sah, oder einen Vogel durch die Wolken schweben, schwoll ihm das Herz. Er fühlte, wie sich die Schwingen seiner Sehnsucht regten; doch stets nahm sie ihren Flug nach dem Himmel, der Johanna's Wohnung schon auf Erden war. Jedes in das Meer der Zeit rollende Jahr nahm seiner Liebe ein Theilchen irdischer Zuthat, und so blieb endlich nur ein schönes, reines Andenken, eine selige Hoffnung für die Ewigkeit daran zurück.

William Shleeden — Ewards Sohn, hatte seit seiner frühesten Kindheit seinen Vater so oft und immer mit glühender Begeisterung von Deutschland erzählen hören, daß ein Verlangen, dieses Land dereinst kennen zu lernen, schon in

der Seele des Knaben erwachte und mit ihm groß und stark wurde. Als William das Alter der Selbstständigkeit erreicht hatte, sagte ihm sein Vater, daß nun der Zeitpunct gekommen wäre, wo er die längstgewünschte Reise antreten dürfte. William konnte sich nicht erinnern, seinen Vater jemals so weich und zärtlich, so für alle sanfteren Empfindungen empfänglich, gesehen zu haben, als in der letzten Zeit vor seiner Abreise. An einem Abende, wo Vater und Sohn sich allein befanden, weil die Mutter von einer Freundin abgehalten war, erzählte der Erstere dem lauschenden William die Geschichte seines Herzens — sein Verhältniß zu Johanna. Still entflammt horchte der Jüngling, den diese Mittheilung zu dem Freunde seines Vaters erhob. Dieser forderte in großer Rührung den Sohn auf, den Spuren der Unvergeßlichen nachzuforschen, sie selbst oder ihren Grabhügel zu besuchen, und — sei es möglich — ihm etwas mitzubringen von diesem geliebten Dasein, wäre es auch nur eine Blume, hervorgeblüht aus ihrem Staube.

„Möchtest Du, mein Sohn, doch eine zweite Johanna finden!“ schloß Williams Vater dies vertraute Gespräch; „möchte es der Vorsehung gefallen, einen süßen Traum zu verwirklichen! — Wäre Johanna vielleicht vermählt und Du fändest eine Tochter von ihr, oder — — doch, „ich will Dich nicht binden, wähle frei! — — —“

Hier schwieg Edward — eine schmerzliche Erinnerung berührte ihn und machte ihn verstummen.

„Ein milder, sonniger Maitag nahete sich dem Abend, als William in die Hauptstadt einfuhr, die einst der Schau-

platz wichtiger Scenen in dem Leben seines Vaters gewesen war. Von wehmüthigen Gefühlen bei dem Anblicke der großen, schönen Stadt ergriffen, betrachtete er alles nur in Beziehung auf jene Vergangenheit, und seine Seele feierte ein kindliches Fest der Rückerinnerung. Er öffnete das Fenster seines Zimmers im Gasthofe, den ihm sein Vater empfohlen, und der sein Zeichen wie seinen Ruhm noch unverändert behauptete, während diese gastlichen Thore sich seitdem hinter Tausenden, die da reisen, geschlossen hatten, welche zur ewigen Ruhe gekommen waren. Denn das Leben der Menschen — wir wissen es wohl, doch vergessen wir es zuweilen — fährt schneller dahin, als Räder am Wagen, die in stäubendem Wirbel rollen und kaum eine Spur nachlassen. —

Die Luft wehete kühl um Williams heiße Stirn, eine gefangene Nachtigall schlug hinter dem grünen Gitter ihres kleinen Kerkers die tiefsten Saiten der Sehnsucht an — es ward William enge in der Brust. Die Städter strömten in Schaaren vorüber, des herrlichen Abends im Freien zu genießen, der schönste Untergang der Sonne malte die Paläste mit Purpur und gab auch dem ärmlichsten Häuschen goldnen Glanz — gigantische Schatten streckten sich über die offenen Plätze, und der kleinste Gegenstand gewann scheinbar eine vornehme, schnell verschwindende Größe. William blickte träumerisch dies leuchtende Schauspiel an, und seine flammende Phantasie verklärte jedes Mädchen, das er sah, zu einer Johanna.

Am folgenden Morgen erkundigte William sich sehr angelegentlich bei seinem Wirth nach dem Hause und der Familie des Freiherrn von Leiden. Der Wirth, ein junger Mann, konnte ihm keine Auskunft geben, versprach aber

einen alten Nachbar deßhalb zu fragen. Nach einer Stunde brachte er folgende Nachricht: Der Freiherr von Leiden sei längst todt, sein Haus habe seitdem mehrere Besitzer gewechselt, jetzt gehöre es einem reichen Juwelier, Namens Stein.

William ging sogleich, die Stätte aufzusuchen, wo seines Vaters Freuden geblüht hatten, und er fand den gegenwärtigen Bewohner, wühlend unter blitzenden Rosetten, unter strahlendem Geschmeide, das mit seinem eiteln Schimmer ein ödes Gefühl in des Jünglings Herzen, nicht aufzuhellen vermochte. — William blickte trübe umher, kaufte etwas, und fand Gelegenheit, dem Juwelier zu sagen, daß dieses Haus ein geheiligter Raum für ihn sei, weil die schönsten Erinnerungen seines Vaters darin wohnten, und weil es einst die Herberge eines Engels gewesen. —

Herr Stein, ein heiterer, gutmüthiger Mann, aber mit Sinn und Seele dem Irdischen gehörend —, sah William bestürzt an, ein Schauer überlief ihn; doch sein nächster Gedanke war an den Segen dieser Offenbarung. Er kam dem Wunsche des Jünglings zuvor, ihn in dem großen Hause umher zu führen, er dachte als Cicerone etwas Näheres von jener himmlischen Niederlassung zu erfahren. Aber William ging schweigend und sacht, als beträte sein Fuß geweiheten Boden.

Als sie in das Zimmer traten, worin Johanna einst gewohnt, erkannte William es augenblicklich. Er war durch die Erzählungen seines Vaters darinnen heimisch, und diese Aussicht, diese Umgebungen, hatte er längst schon im Geiste gesehen.

William fragte den Juwelier, ob dieser ihm wohl jenes Zimmer auf unbestimmte Zeit in Miethe überlassen wolle:

Herr Stein zeigte sich dazu bereit, versprach schnell die

nöthigen Einrichtungen zu treffen, und als der dritte Morgen erschien, zog William mit seinem Gepäck in die Wohnung ein, welche seiner kindlichen Pietät ein Heiligthum dünkte.

Allen Nachforschungen ungeachtet, hatte William von der Familie des Freiherrn von Leiden nichts Befriedigendes erfahren können. Die mühsam zusammengetragenen Berichte kamen nur darin überein, daß die älteste Tochter des Freiherrn, welche an den jetzigen Minister von Drontheim vermählt gewesen, bereits vor einer langen Reihe Jahren gestorben, daß eine zweite mit ihrem Gemahl, dem Herrn von Staldo, auf dessen Güter gegangen, die weit entfernt von der Hauptstadt, im höheren Gebirge lägen, wohin das jüngste Fräulein sie begleitet habe. Was dann aus Johanna geworden sei, wußte Niemand zu sagen.

Es dauerte mehrere Wochen, ehe William sich in den Besitz dieser unzureichenden Nachrichten setzen konnte. Die Zeit fing an ihm lang zu werden, und er beschloß, nächstens in das Gebirge zu reisen, um die Familie von Staldo oder ihre Spuren aufzusuchen.

„Mit diesem Plane beschäftiget, befand er sich eines Morgens bei seinem Wirth, um Abrede mit ihm zu nehmen. Es pochte leise an die Thür, und auf das helle „Herein" des Juweliers trat ein liebes Mädchen in tiefer Trauer über die Schwelle, und verbeugte sich, erröthend in anmuthiger Verlegenheit. Mit einer wohllautenden Stimme, die jedoch bemerklich zitterte, fragte die schöne Leidtragende, ob sie das Vergnügen hätte, den Juwelier Herrn Stein, vor sich zu sehen. Als dieser bejahete, fuhr sie fort, und die Worte schienen aus einem gepreßten Herzen zu dringen —: da Herr Stein als ein gewissenhafter Mann gerühmt

werde, so wolle sie sich mit einer Sache an ihn wenden, die allerdings das Vertrauen auf einen redlichen Mann erheische. So ersuche sie ihn denn, den wahren Werth einer Kostbarkeit anzugeben, und dabei zu erklären, ob er dieselbe für den von ihm selbst zu bestimmenden Preis behalten, und die Zahlung dafür binnen acht Tagen leisten wolle.

Bei dieser Frage zog die Fremde mit bebender Hand ein Etui hervor und überreichte es dem Juwelier. Dieser setzte sich die Brille auf und zur Taxe zurecht, nachdem er die junge Dame höflich auf das Sopha genöthiget hatte, wo William, in einer Fenstervertiefung lehnend, den vollen Anblick ihres rührenden Reizes genoß.

Ein Laut des Erstaunens floh unwillkürlich von den Lippen des Kenners, als er die rothe Kapsel öffnete, welche ein Kreuz von Brillanten barg, nicht unwerth, an der Brust einer Königin zu flimmern. Diese prächtigen Strahlen erleuchteten den Juwelier plötzlich für die Vermuthung, die Besitzerin müsse von hohem Stande sein, und die farbigen Blitze, welche vor seinen prüfenden Augen spielten, ließen ihn ahnen, daß vielleicht ein schweres Wetter der Trübsal sie nöthige, ein Kleinod dieser Art zu veräußern. Aber der Juwelier war wirklich ein ehrlicher Mann, und die Zuversicht des schönen Fräuleins schmeichelte diesem Bewußtsein.

„Meine gnädige Dame," hob er nach einer beschauenden Weile mit einem Tone der Achtung an, „diese Steine sind wahrlich kostbar."

Das Mädchen erglühete; ihn unterbrechend sagte sie leise und schmerzvoll: „Ach! unschätzbar sind sie —, denn sie haben auf dem edelsten Herzen geruht! —" Eine Thräne drängte sich aus den langen, niedergesenkten Augenwimpern

hervor und rann an dem zarten Finger nieder, der sie auffangen wollte.

Der Juwelier vergaß — vielleicht zum ersten Male in seinem Leben — über dem Anschauen dieser lebendigen Juwele die Betrachtung der todten. Um dieser einzigen echten Perle willen, die in den Schmuck des Himmels gehörte — stieg ihm das Kleinod im Preise, und rasch, ehe es ihn gereuen möchte, sagte er: „Ich gebe sechstausend Thaler für das Kreuz, und mehr kann kein ehrlicher Mann thun, denn die Edelsteine sind leider! wie manch andere Luxusartikel, bedeutend gefallen.“

Ein fliegendes Roth verschönte noch einmal das holde Angesicht der Fremden. Sie neigte das Haupt, als nähme sie jenes Gebot an, und fragte darauf mit einiger Aengstlichkeit: „Und das Geld?“

„Zahle ich, wann Sie befehlen!“ antwortete ruhig der Juwelier.

„Nun denn,“ erwiederte das Mädchen, „in acht Tagen also! und — Sie leisten die Zahlung an den Subsenior Frommberg. Für heute bitte ich nur um einen Empfangschein über das Kreuz, worin Sie sich zu der Zahlung der genannten Summe verpflichten.“

Der Juwelier suchte alsbald Schreibzeug hervor, und bat um den Namen der jungen Dame. Sie schwieg einen Augenblick nachdenkend und sagte dann: Rücksichten, welche Pflicht und Zartgefühl ihr auflegten, nöthigten sie, denselben zu verschweigen; doch hoffe sie, ihr Geschäft werde sich auch ohne ihn beendigen lassen. — Hierauf dictirte sie mit vieler Besonnenheit dem betroffenen Juwelier die Quitung, und war nach einer stummen Verbeugung verschwunden.

William hatte mit unverwandten Blicken diese jugend-

liche Gestalt und jede ihrer Bewegungen in Augenschein genommen. Er lauschte ihren Worten, er hielt den Athem an, da sie zu sprechen aufgehört, und starrte so gedankenvoll nach der Thür, als hätte sie sich hinter seinem Glücke geschlossen.

Als der Juwelier von der Begleitung seines vornehmen Besuchs zurückkehrte, stürmte der junge Gastfreund mit einer Heftigkeit auf ihn ein, die dem Jüngling sonst nicht eigen war.

„Bei Gott! nie habe ich ein liebenswürdigeres Wesen gesehen!“ rief William in höchster Aufregung: „Ich bin zwar kein Kenner des schönen Geschlechts; aber das Mädchen dünkte mir in seiner Art ein köstlicheres Juwel, als das, was es mit zitternden Händen in die Ihrigen legte. Ich sah es wohl, und es bewegte mein Herz in seiner innersten Tiefe.“

Der Juwelier lächelte. „Dieser weibliche Edelstein ist aber auch in Kreuz und Leiden gefaßt, wie es scheint —“ sagte er mitleidig. „Wie ich das Auge des armen, schönen Kindes in Thränen sah, da hätte ich von dem Werthe des Halsbandes keinen Deut vorenthalten können, und wenn es mir das Leben gekostet.“

William umarmte Herrn Stein mit Feuer. „Sie sind ein wackrer Mann!“ sprach er warm, „das Kreuz aber müssen Sie mir überlassen; ich nehme es für jeden Preis. Und nicht wahr? bei dem Subsenior werden Sie sich erkundigen, wer das engelschöne Mädchen sei?“ Der Juwelier versprach alles.

Nach Verlauf von acht Tagen, während deren William das Aeußerste versucht hatte, die Unbekannte vielleicht noch einmal zu erspähen, begab sich Herr Stein zu

dem Geistlichen, an den er gewiesen war, um seine Schuld abzutragen. William erwartete die Rückkehr des Juweliers mit pochendem Herzen. Als er nun endlich kam, sagte er kleinlaut: „Ja, mein vortrefflicher Sir! und wenn Sie mich auch in Gold steckten bis über die Ohren, ich wäre doch nicht im Stande Ihrer Wißbegierde zu genügen. Der ehrwürdige Herr wußte allen meinen Fragen sehr geschickt auszuweichen, und ich konnte nur so viel erfahren, daß eine edle Tochter sich dieses kostbaren Schmuckes beraubte, um die Schulden einer minder achtungswerthen Mutter damit zu tilgen, weil ihr, als einer Minorennen, deren Vermögen nicht zu ihrer freien Verfügung steht — kein anderes Mittel übrig blieb."

Verstimmt, daß er nichts Näheres erfahren können, nahm endlich William den ersten Zweck seines Hierseins wieder auf, und schickte sich zu der vorgenommenen Reise an.

Von dem herrlichsten Wetter begünstiget, näherte er sich der Stadt A —, und die reizende Lage dieses Ortes bezauberte ihn dermaßen, daß er beschloß, einige Tage hier zu verweilen. Am folgenden Morgen sehr früh, ging er, sein eigener Führer — die nächsten Umgebungen zu durchstreifen. Die Schönheit der Natur gab seiner Seele die sanfteste Ruhe, und nur eine leise Anwandlung des Heimwehs, regte den stillen Meeresspiegel seiner Gefühle in leichten Wellen auf. Jede liebliche Partie, der sein Auge begegnete, ließ ihn noch schönere vermuthen, je weiter er gehen würde — und so entfernte er sich, in tiefe Träumereien verloren, immer weiter von der Stadt, und erstieg endlich einen Hügel, dessen ansehnliche Höhe ihm die belohnendste Aussicht versprach.

Doch — wie wäre sein Erstaunen zu beschreiben, als er von der Spitze des Hügels hinabschauete in das Thal und

ein überraschender Anblick ihn wie mit einem Zauberschlage berührte! Täuschte ihn der Geist des Gebirges mit einem Blendwerke, das im Nu verschwinden würde, wenn er es zu erreichen dächte? — Dies war sein väterlicher Landsitz an den Ufern der Themse, die hier ein rieselndes Bächlein vertrat, mit Moos und Vergißmeinnicht umbordet. Welche mächtige Fee hatte jenes traute Gebäude aufgehoben und nach dem Norden von Deutschland getragen? — Williams Heimathsliebe ward rege, Thränen der Sehnsucht nach den Seinen füllten ihm die treuen Augen, und das Landhaus wankte hinter dem trüben Schleier.

Schüchtern blickte er umher, ob Niemand zu sehen sei, den er fragen könnte; — doch tiefe Stille flüsterte rings, nur ein Singvogel lockte von ferne aus der Einsamkeit dieser Gebüsche. William stieg den Hügel hinab, um einer neuen Ueberraschung zu begegnen; denn als er die eine Seite des Thales umging, um sich dem Garten zu nähern, fand er offenen Eingang, und entdeckte bei jedem Schritte, daß diese Anlagen hier und da große Aehnlichkeit mit denen im Park seines väterlichen Landsitzes hätten. Das konnte kein Zufall sein! Wie von einem Traume befangen, wandelte er weiter, und bald däuchte es ihm, er höre einen leichten Gang sich nähern. Deß war er froh; denn nun durfte er hoffen, Aufschluß über dies beängstigende Räthsel zu erhalten. Ein weißes Gewand schimmerte fernher durch das Grün der Gesträuche, und William, dessen Herz ungestüm pochte, verbarg sich schnell, ohne sich dabei einer Absicht bewußt zu sein. Aber — welch Entzücken! War dieser Tag ein Wunder? Die schöne Unbekannte aus der Residenz, in dem heimischen Reize einer häuslichen Kleidung, erschien vor seinem Blicke. Sie war es wirklich! in aller Anmuth

ihres Wesens. Ein schwarzes Band durch das blonde Haar geschlungen und der trübe Ausdruck der blauen Augen waren hier die Symbole einer Trauer, welche sie dort in der düstern Strenge üblicher Formen beobachtet hatte. An dem linken Arme hing ein frischer Blumenkranz, worauf der Morgenthau noch blinkte, in der rechten Hand trug sie eine kleine Gießkanne.

Sie trat jetzt in ein Rund von schlanken Pappeln, in deren Mitte eine Statue von weißem Marmor stand. Johanna hatte diese schöne Statue, welche ein Sinnbild der Erinnerung vorstellte, von einem berühmten Meister verfertigen lassen, und dieses Plätzchen war ihr lieb, ja heilig gewesen vor allen. Hierher hatte sie auch begraben werden wollen, und so war es auch geschehen.

Das Mädchen näherte sich dem kleinen Hügel, der mit Rosen umfriedet war, strahlte Wasser darüber hin, das wie Diamantenstaub in der Sonne blitzte, pflückte dann eine aufbrechende Knospe und pflanzte sie vor den lebensvollen Busen. Dann schwang die holde Pflegerin des Grabes sich leicht und behend wie eine Sylphide auf das Piedestal der Statue, und schmückte das marmorne, seitwärts gesenkte Haupt mit dem Blumenkranze, der wahrscheinlich zu diesem Zwecke bestimmt gewesen. Und ehe William noch wußte, wie ihm geschehen, war die geliebte Gestalt wieder entschwunden.

Betäubt trat er aus seinem Verstecke hervor. Er faßte an seine Stirn — aber er konnte sich die Wahrheit dessen, was er gesehen, nicht ableugnen. Er machte sich Vorwürfe, das Mädchen nicht angeredet zu haben; allein er wäre keines Lautes mächtig gewesen. Sein Herz war ihm wie gebunden, es blieb auch gefesselt an diesem geheimnißvollen

Orte. Doch der Drang, Aufklärung zu erhalten, trieb ihn fort, und er eilte haſtig nach der Stadt zurück und merkte ſich genau den Weg, den er genommen.

Doch nicht nur dieſes Räthſel, ſondern Williams ganze Seele löſete ſich in Seligkeit auf, als ſein Wirth ihm auf ſeine Fragen erzählte: Ein Fräulein, Namens Johanna von Leiden, ſei die Beſitzerin jenes Thales geweſen, und habe das Haus nach einem eigenen Plane erbaut und eben ſo den Garten angelegt. Vor einem halben Jahre habe dieſe ehrenwerthe Dame, zum großen Leidweſen der Armen, wie Aller, die ſie kannten, ihren irdiſchen Aufenthalt mit den Thälern des ewigen Friedens vertauſcht, und ihrer Nichte, Ruth von Staldo, dieſe romantiſche Beſitzung zum Erbe nachgelaſſen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt: daß, wenn das junge Fräulein heirathe, dieſes herrliche Grundſtück, ohne alle Einſchränkung, zu einem Geſtift für veraltete, unbeſcholtene Mädchen beſtimmt ſein ſolle. „Das iſt nun ein ſchlimmer Caſus!“ ſetzte der Wirth mit einem tragikomiſchen Achſelzucken hinzu; „denn, obgleich dieſe Nichte ſchön und gut iſt wie ein Engel, ſo wird ſie doch — da jene Clauſel bekannt geworden — wie ich fürchte, die Priorin des Johannenſtiftes bleiben. —“

William ſchwieg dazu; aber ſein Gefühl war anderer Meinung. In den milden, zarten Zügen dieſer holden Schönheit, in dem Tiefſinn ihres Blickes lag ihm jene kindliche, friedſame Unſchuld, welche die Erbin des Himmelreichs iſt. Ja, wäre dieſe Ruth ſo arm geweſen, daß ſie, ſtatt auf eigenem Boden zu wandeln, von fremder Wohl-

that hätte leben müssen, er würde sie dennoch, großmüthig wie Boas einst — an sein beglücktes Herz genommen haben. Er dachte der Worte seines Vaters, und ein frommer Schauer ging durch sein Gemüth. Sichtbarlich war das Walten der Vorsehung, die ihn hierher geleitet hatte. Bei dem Gedanken an die erste Liebe seines Vaters blühete eine Hoffnung in seiner Brust auf, die in religiösem Grunde wurzelte. Er bauete auf den Segen dieses Gerechten, und — Johanna hatte mit stillen Thränen gesäet, vielleicht sollte das Kind ihres Herzens die Garben der Freude sammeln: „Denn es ruhn im engen Raum der Zeit die Keime einer Ewigkeit!“

In der Frühe des folgenden Morgens trat William den Weg nach dem Thale an, wie am vorigen Tage. Er wünschte die liebenswürdige Ruth noch einmal belauschen zu können, ehe er sich ihr näherte. Er war sehr zeitig gekommen. Ein heiliges Schweigen ruhete um das Denkmal, die Pappeln rauschten im Hauche der frischen Luft, und die bethaueten Rosen um das Grab der frommen Schläferin athmeten leise aus tiefem Busen, wie Seufzer der Liebe.

Die Ersehnte blieb nicht lange aus. William sah das Schweben ihres Ganges und verbarg sich hinter dichtem Gezweige. Ruth stand eine Weile ernst und sinnend an dem Hügel, dann setzte sie sich auf das Piedestal der Statue und zog ein Buch aus ihrem Arbeitskörbchen, um zu lesen. Die Morgensonne warf ihren vollen Schimmer auf das weiße Kleid dieser jungfräulichen Gestalt und glänzte das blasse Gold der Locken an. Sie glich einem Engel, der

lichtumflossen das Auferstehen von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, verkündet.

Doch auf einmal legte Ruth den Finger an die Stirn und das Buch aus der Hand, und eilte nach dem Landhause zurück, wie wenn sie etwas dort vergessen hätte. William schloß, das Fräulein werde wiederkommen. Hastig sprang er aus seinem Hinterhalte hervor und ergriff das Buch: Thomsons Jahreszeiten in englischer Sprache. „Also auch das noch!“ sagte er entzückt zu sich selbst; „vertraut mit dem britischen Genius, würde diese Ruth keine Fremde in meiner Heimath sein! —“ Diese Folgerung weckte rasche Entschlüße in ihm, welche jedoch ein Gedanke, schnell wie der Blitz, und nur die nächste Minute beleuchtend, unterdrückte. William zog rasch das von Herrn Stein gekaufte Brillantkreuz aus seiner Brieftasche, schrieb mit Silberstift einige Strophen auf ein Blättchen Pergament, befestigte beides in der erhobenen Hand der Bildsäule, und schlüpfte dann wieder in das Dunkel der Gebüsche, um mit freudigem Beben den Erfolg abzuwarten.

Kaum war es geschehen, als Ruth zurückkehrte. Das strahlende Gefunkel blendete weithin, Ruth konnte, was es wäre, nicht erkennen. Vor ihren Augen flimmerte das Farbenspiel der Edelsteine, und jetzt blieb sie starr wie die Bildsäule vor derselben stehen.

„Gott im Himmel! was sehe ich?“ rief sie erschrocken, und ihre Blicke schweiften schüchtern und ängstlich umher; „dies ist mein Kreuz — unleugbar das, welches ich in der Residenz verkauft habe. Wie kommt es hierher? und von wem —— ——“

Jetzt erblickte Ruth das Blättchen, sie schwang sich hinauf, löfete es von der regungslosen Hand, und las:

„Nimm hin, Holdselige, der Tugend Lohn,
Obschon Du ihn in stiller Brust gefunden!
Dies Kreuz — es sei Dein Busen nur sein Thron,
Woraus der Unschuld Frieden nie geschwunden.
Und glänzend, hell und rein, wie dieser Steine Strahlen,
Wird sich der Liebe Bild Dir in der Seele malen;
Denn ehe Du es kennen wirst und wähnen,
Naht Dir der Liebende mit bangem Sehnen."

So wie durch einen Götterspruch ins Leben gerufen, erwachte jetzt die erste Ahnung der Liebe in Ruths stiller Brust. Das Geheimniß dieser Verse brachte sie in wunderbare Wallung, und ihre ganze Seele strebte, es zu erforschen.

Sie durchstrich in Unruhe den Garten, die Hoffnung winkte ihr aus jedem grünen Winkel; aber die Furcht machte sie scheu, in dem Geber dieses geheimnißvollen Geschenkes einen Faun oder Satyr anzutreffen. Doch nirgends entdeckte sie die Spur eines menschlichen Wesens; denn William, mit dem ersten Anblick der gelungenen Ueberraschung sich begnügend und zufrieden, das Kreuz auf solche Art in diesen Händen zu wissen, war, seliger Empfindung voll, sogleich zur Stadt zurückgekehrt.

Am folgenden Tage —, denn William bedurfte Vorbereitung — rollte ein leichter Wagen in das Thal, und ein schlanker junger Mann von edelm Anstand, fein und vornehm gekleidet, sprang heraus. Ruth stand am Fenster, der Besuch galt dem Landhause und i h r, eine innere Stimme, welche ihr jene prophetischen Verse citirte, machte sie dessen zweifellos gewiß. Aber als William nun vor ihr stand und seinen Familiennamen nannte, erröthete das Mädchen noch schöner, als da es ihn kommen sah. Die traute

Ruth wußte um die theuerste Erinnerung ihrer Tante, und jene Liebe, wenn gleich gehüllt in trüben Flor, umschwebte geisterhaft den Jüngling. — Er ward nun wie ein Freund angesehen. Nachdem William von seinem Vater erzählt, wie das Andenken an die verehrte Johanna ihn durch das Leben begleitet, und er mit verjüngter Sehnsucht den Sohn ziehen lassen über Land und Meer, um der Geliebten seiner Jugend die Grüße einer wandellos treuen Gesinnung darzubringen — pries William sich dennoch glücklich, eine Erbin dieser schönen, nun verklärten Seele gefunden zu haben.

Ruth seufzte — ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie führte den Jüngling an das Grab der Tante.

Schweigend standen Beide, William konnte das Klopfen seines Herzens hören. Als sie zurückgehen wollten, pflückte das Fräulein die schönste Rose, welche über dieser Rasenstelle nickte und reichte sie dem Jüngling, was William für eine gute Vorbedeutung nahm; denn die erste Liebe ist eine weise Zeichendeuterin.

Der junge Engländer bat im Scheiden um die Erlaubniß, diesen für ihn geheiligten Ort während seines Aufenthalts in A —, dessen Ursache oder Dauer er nicht angab — zuweilen besuchen zu dürfen. Ruth gerieth in süße Verwirrung. Wie aber hätte sie ihm diesen bescheidenen Wunsch weigern können? Sie sah die Tante noch immer als die Wirthin dieses Thales, dieses Hauses an, obgleich von ihrem Schatten nur beseelt, und der Sohn des liebsten Freundes der Verstorbenen hatte wohl vor allen Männern ein Recht, hier Eingang zu finden.

Herr von Staldo war zwar früh, doch immer noch spät genug gestorben, um seinen Hinterbliebenen etwas anderes als Sorgen und Schulden nachzulassen.

Die Wittwe fand sich durch ihr väterliches Erbtheil in den Stand gesetzt, die Versorgerin ihrer Kinder zu werden, und sie genügte dieser mütterlichen Pflicht mit mehr Großmuth und Schwäche, als nöthiger Einschränkung und Vorsicht. Nach einer Reihe von Jahren sah Frau von Staldo ihre Vermögensumstände zerrüttet, und ihre Söhne, welche längst in die Welt getreten waren, an Bedürfnisse gewöhnt, die sie nicht mehr befriedigen konnte. Sie entäußerte sich nach und nach aller ihrer Besitzthümer, um den schnöden Anforderungen derer, welche die Stütze ihrer Wohlfahrt hätten sein sollen, so lange als möglich genug zu thun. Aber der nagende Kummer, den sie über diese immerwährenden Quälereien empfand und doch mit eigensinniger Beharrlichkeit tief in sich selbst verschloß, zehrte an ihren Kräften und zerstörte allmählich ihre Gesundheit.

Johanna errieth die Wahrheit. Mit sanfter Theilnahme drang sie in ihre Schwester, zu ihr zu ziehen. Sie äußerte den Wunsch, sich selbst dadurch nützen zu wollen, als Beweggrund jener Bitte. Frau von Staldo fühlte die Zartheit der schwesterlichen Liebe und gab endlich ihrer Ueberredung nach. Doch schon nach einigen Monaten ihres Beisammenseins erkrankte Johanna, und fand nach wenig Tagen, in einem schmerzlosen, dem ruhigsten Entschlummern ähnlichen Tode, den Lohn für ihr frommes Leben.

Dieser traurige Vorfall war der letzte Angriff auf die erschütterten Kräfte der Frau von Staldo. Sie ward bettlägerig, von quälender Unruhe gefoltert, ließ sie, als ihr Ende herannahete, ihre Tochter zu sich rufen, und entdeckte

ihr, daß eine Menge kleiner und größerer Schulden, welche sie verschiedentlich zu machen genöthiget gewesen, bisher ohne die Möglichkeit, sie tilgen zu können, ihr das Sterben sehr erschwere. — Die gebeugte Ruth versprach ihrer Mutter unverbrüchlich, diese Angelegenheit als eine Gewissenssache zu betreiben, und getröstet durch diese Zusage, verschied jene bald darauf.

Nach einigen Wochen ward das Testament Johanna's eröffnet, und es fand sich, daß ihr ganzer Nachlaß nur so lange als Ruths Eigenthum anzusehen sei, als diese unverheirathet bleibe; dann aber solle das Landhaus nebst seinen Umgebungen und mit allem, was es enthalte, zu einem Asyl für betagte Jungfrauen verbleiben. Von den Zinsen des ansehnlichen Vermögens der Erblasserin sollten die Bedürfnisse dieser Mädchen befriediget, die Anlage in gutem Stande erhalten, und der ernannte Oberaufseher der Stiftung und gegenwärtig Vormund des Fräuleins besoldet werden. Nur ein kostbares Brillantkreuz, ein Familienstück — und eine auserlesene Bibliothek dürfe Ruth jetzt und immerdar als ihr freies Eigenthum betrachten. Doch wußte Johanna auf die überzeugendste Weise den Verdacht zu entkräften, als hätte sie durch diese Verfügung bezwecken wollen, daß Ruth ehelos bliebe. Sie erklärte darin, ihre Nichte sei durch die Mitgift der Natur, durch einen ausgebildeten Geist und durch den Schatz, den sie in einem weisen, frommen Herzen trage, reich genug, um einem edeln Manne auch ohne alle weitere Zugabe begehrenswerth zu erscheinen, und sie hoffe, derselben durch ihren letzten Willen einst die Gewißheit zu verschaffen, daß sie um ihrer selbst willen geliebt werde.

Ruth hörte mit tiefer Rührung den Ausspruch des Testa-

mentes an. Um das der sterbenden Mutter geleistete Gelübde erfüllen zu können, blieb ihr kein anderes Auskunftsmittel, als das Kreuz, und Ruth stand keinen Augenblick an, die einzige Kostbarkeit, welche sie besaß, für diesen Zweck hinzugeben. Sie reisete in die Residenz und wendete sich an den Subsenior Frommberg, den ihre Tante gekannt und geschätzt hatte. Der brave Geistliche leistete ihr Beistand, und der Weg des Guten führte sie in die Arme der Liebe.

Drei Wochen waren bereits vergangen, seit William sich in dieser Gegend aufhielt. Er war öfter im Thale gewesen, und sein Kommen war für Ruth eine süße Gewohnheit geworden. Vor einigen Tagen hatte er ihr sein Herz entdeckt, und mit dem rührenden Geständniß seiner Liebe den Wunsch ausgesprochen, daß sie die Seinige werden möchte.

Bestürzt vor diesem Glück, erschrocken vor dem Gedanken, alles, was ihr bisher theuer war, verlassen zu müssen, ehe die flüchtige Rose der Schönheit verwelkt wäre — stand Ruth unschlüssig, und Thränen, das Pfand entsprechender Gefühle, rollten langsam über ihre Wangen. Aber William sah sie traurig fließen. Die jungfräuliche, in sich selbst geschmiegte Scham erschien ihm als Schmerz. Der Stolz des Jünglings erwachte, und eine gekränkte Empfindung der Liebe ließ ihn rasch seinen Fuß wenden, auf daß Ruth mit sich allein wäre. Seitdem nun war William ausgeblieben.

Da kam der Johannistag. Ruth hatte das Namensfest

der geliebten Tante nie so trübe gefeiert als diesmal. Sie benetzte das Grab mit tausend reuigen Zähren. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, William durch ihr blödes Schweigen verscheucht zu haben, und wenn sie dachte, vielleicht für immer, dann erlag ihre Seele diesem Gedanken.

In banger Unruhe irrete Ruth im Garten umher, jedes Geräusch schreckte sie auf. Sie wünschte William mit der heißesten Sehnsucht herbei, und suchte jetzt ein Zimmer auf, von wo aus die nach der Stadt führende Straße zu übersehen war. Nicht lange, so regte es sich in ihrer Nähe, ein tiefer Seufzer säuselte hörbar, Ruth wendete sich um, und William stand, blaß von Ansehen, hinter ihr und blickte sie mit Wehmuth an.

„Mein Fräulein!“ sagte er mit bebender Stimme, „vergeben Sie der Störung! aber ohne Abschied konnte ich doch nicht gehen! — Ich werde Sie wahrscheinlich nicht wiedersehen. Nie! ach das ist ein ödes, unendliches Wort für ein Herz, das verlernt hat, ohne Sie zu leben! — — Mein Vater verließ einst glücklicher, als sein Sohn, dieses gesegnete Land, denn die Liebe begleitete ihn über das ungetreue Meer, mir folgt nur das Andenken einer mitleidigen Thräne!“ Die Augen des Jünglings benetzten sich bei dieser Rede. „O Theure!“ fuhr er fort, und wendete sich nach der Wandseite, wo das Gemälde hing, auf welchem Johanna, von seinem Vater als Ruth gemalt, in ewig jugendlicher Schönheit blühete, „hätten Sie das innige, hingebende Gemüth jener Aehrenleserin — (es war zweifelhaft, ob William Ruth oder Johanna meinte,) so — ach! so dürfte ich jetzt nicht trostlos scheiden! —“

Der Sonnenstrahl wankte auf dem Bilde, die heilige Gestalt schien zu leben, die goldnen Halme glänzten, der

Blick des Fräuleins schimmerte — ein Vergißmeinnicht im Thau der Morgenröthe! — Ruth breitete die schönen Arme aus, sank an die Brust des Geliebten und sprach leise in frommer Erinnerung: „Wo Du hingehest, da will auch ich hingehen, wo Du bleibest, da bleibe auch ich. Dein Volk soll mein Volk und Dein Gott auch mein Gott sein. Wo Du stirbst, da will auch ich sterben — da will auch ich begraben werden! —“

Juli.

Die Gluth eines brennend heißen Juli = Nachmittages lag sengend auf der lechzenden Erde. Schon seit mehreren Wochen war die Hitze verzehrend; das saftlose, ausgetrocknete Gras dürrte falb am Boden, dem sich matt die schmachtende Blume zuneigte, die Heerden schlichen in den Schatten, welcher keine Kühlung zu geben vermochte, und das kummervolle Auge, die seufzende Lippe des Landmanns, flehete den Urquell aller Erquickung um einen milden Regen an. Doch bis jetzt ging die Sonne täglich am tiefblauen Himmel auf und unter, ohne daß nur ein Wölkchen Hoffnung dazu gegeben hätte.

Heute endlich schien die Hitze den höchsten Grad erreicht zu haben. Tiefes, banges Schweigen herrschte durch die glühenden Gefilde. Kein Vogel zwitscherte — kein Lüftchen regte sich.

Der Pastor Espe in Bleichen trat vor die hintere Thür seines Hauses. Er lüftete das leichte, weiße Westchen und schauete mit einem Blick voll Sorge nach dem Horizont; denn es däuchte ihm, als werde das ersehnte Gewitter nun nicht mehr ferne sein.

Luise, die junge Frau des Geistlichen, war ihrem Manne nachgekommen. Sie schlang den runden Arm um seine Schulter, lächelte ihm in das ernste Gesicht, und sprach mit ermahnenden Pathos: „Mein Lieber! lasse Dich die Hitze,

wodurch wir versucht werden, nicht befremden, als widerführe uns etwas Seltsames, sintemal wir im Juli leben, wo die Ernten reifen müssen, und die Traube an dem Feuerherd der Sonne gar gekocht werden soll, auf daß der Wein des Menschen Herz erfreue. Du trinkst doch gern ein Gläschen? —" setzte Luise schalkhaft hinzu, und reichte ihrem Manne den Nektar eines Kusses.

Der Prediger zog die holde Frau an sein Herz, und sagte in gleichem Tone: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei." Ein heißes Siegel auf Luisens schöne Lippen bekräftigte die Worte des Apostels.

Die kleine Pfarrfrau strich mit der flachen Hand über ihres Mannes Stirne und sprach: „Sage mir, Lieber! hatten sich wirklich hier nur darum Wolken zusammengezogen, weil Du dort noch keine sahest?" Sie deutete nach dem Himmel. „Ach!" fuhr sie fort, „lassen wir doch den guten, treuen Hausvater da oben walten! Es ist heute, erinnere Dich, mein Gustav — der Festtag unserer seligsten Erinnerung, und wir sollten ihn trübe feiern?„

Ergriffen und beschämt von dieser Zusprache, drückte der Pastor die Trösterin an sein Herz, und erwiederte mit Innigkeit: „Du hast Recht, meine gute Luise!"

„Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen," setzte diese fort, „es ist jetzt beinahe sechs Uhr, der Abend nähert sich und mit ihm die Kühle, welche wir im Hause vergebens suchen. Was meinst Du wohl? Ich dächte, wir ließen uns das kleine Sopha aus Deiner Studirstube in die Weinlaube tragen, und nähmen uns mit, was wir bedürfen."

Der Pastor belobte den Einfall seines Weibleins; er

legte die Pfeife abseits und alsobald Hand an, um das Sopha in dem grünen Raum befördern zu helfen.

Luise folgte mit dem Nähzeuge und ihrer von Voß gefeierten Namensschwester. Man richtete sich ein. Sie sorgte weiblich geschäftig für die Bequemlichkeit des lieben Mannes, der sich dies ganz gern gefallen ließ.

„Hier blieben wir stehen," sagt Luise, die Stelle im geöffneten Buche bezeichnend, und Espe las:

„Also die Braut; da begann mit herzlicher Stimme
der Jüngling:
Schön ist meine Luis', und hold wie ein Engel des
Himmels!
Wende den schmachtenden Blick, Du Herrliche! oder ich küsse
Dir die Aeuglein zu, die mir die Seele bezaubern!
O Du, mein auf ewig! — Nur wenige Stunden,
und ewig
Sind wir vereint; und der Segen des redlichsten unter
den Vätern
Folgt uns nach, und der Segen der redlichsten unter
den Müttern!
Aber komm doch hinunter, Du süßeste Braut!"

Hier ließ der Pastor das Buch auf den Schooß sinken; sein feuriger Blick, schön gemildert durch den rührenden Ausdruck der Liebe, traf das blühende Gesicht des holden Weibes, das in der Verklärung stiller Erinnerungen glänzte.

„Meine — meine einzige Louise!" sagte er leise, die Erwiedernde an sein Herz ziehend.

„Ich verstehe Dich," antwortete Luise unter seinen Küssen, „diese Stelle war es, welche uns mit einander bekannt machte. O, wie wird mir so wunderbar die Vergangenheit zur Gegenwart! — Es ist mir, als wäre es nicht vor einem

Jahre geschehen, sondern als geschähe es jetzt, daß ich meinem Vater und der trauten Schwester (ach, daß sie fern sein müssen!) die Luise vorläse; nicht ahnend den Lauscher, seitwärts blicke, und Dich, o Gustav! gewahr würde. Schon lange hattest Du zugehört, und weder ich noch die Andern hatten die Nähe des fremden Mannes vermuthet."

Luise richtete sich ein wenig an dem Busen ihres Mannes auf, doch plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück. Der Pastor folgte ihren Augen, und war nun selbst überrascht, als er am Eingange der Laube einen jungen Mann von edelm Anstand, in schwarzer Kleidung erblickte. Er erkannte ihn alsbald, sprang auf und reichte ihm mit Freundlichkeit die Hand.

„Mein Bruder!" sagte er, ihn begrüßend, „ein sonderbarer Zufall macht Ihr erstes Erscheinen bei uns zu einem erschreckenden; doch ehe wir Ihnen auf Ihr stummes Wie so? antworten, nehmen Sie unser herzliches Willkommen! an."

Der Gast — es war der neue Pastor Silber zu Grünwald — erwiederte die Begrüßung mit einer leichten, ihm sehr wohl kleidenden Verlegenheit. Der erschrockene Empfang hatte ihn doch ein wenig verdutzt. Er entschuldigte sich, daß er eine ungewöhnliche Tageszeit zu seinem ersten Besuch gewählt hätte, mit der drückenden Hitze, die ihm nicht verstattet, früher zu kommen, und bat mit Selbstgefühl und Anmuth um die Freundschaft seines nachbarlichen Amtsbruders.

Luise hatte sich indeß erholt; hocherröthend flüsterte sie dem Angekommenen einige freundliche Worte zu.

Silber küßte die kleine Hand, welche ihm ihr schönstes Kunstwerk, den gehäkelten Tabacksbeutel, darbot, und einige

Minuten waren hinreichend, das wahlverwandte Dreiblatt zu befreunden.

Als Luise die Männer in tiefem, theologischem Gespräch verstrickt sah, schlüpfte sie hinweg, um die braunen Locken zu ordnen, ein anderes Häubchen aufzusetzen, und die, für den Jahrestag der Bekanntschaft mit ihrem Manne schon festlich geordnete Küche noch mit einigen Kleinigkeiten zu versehen.

Man saß nun bei dem fröhlichsten Abendbrod. Während gegenseitig laut Ansichten und Meinungen über dies und das gewechselt wurden, machte jede der drei Personen auch stille Bemerkungen. Espe bewunderte die sanfte Bescheidenheit seines neuen Freundes, welcher ihm, da Luise abwesend war, eine Menge tiefer, schöner Kenntnisse enthüllt hatte. Luise fand das Sprachorgan des jungen Predigers sehr angenehm, seinen Ausdruck eben so schön als ungesucht, und mehr als alles gewann ihren Antheil ein Zug stillen Kummers, der einen leichten Schatten über seine offenen Züge warf.

Silber fühlte sich von dem liebenswürdigen Ehepaar, das ihm gegenüber saß, innigst angezogen. Bei dem ersten Eintritt in dies kleine Heiligthum des häuslichen Glückes war es ihm, als träume er einen arkadischen Traum seiner früheren Jugendjahre. Espe erschien ihm als das Sinnbild der männlichen Willenskraft und Festigkeit, Luise lieblich und hold, gleich der Tochter des Pfarrers von Grünau.

Manche wollen sagen: Wer die Denkart und den Geschmack der Hausfrau kennen lernen wolle, dürfe nur ein betrachtendes Augenmerk auf die Anordnung ihres Tisches richten. Einfach, doch voll der Genüge, wie Luisens Seele, war das kleine, gastfreundliche Mahl, welches der

Frohsinn würzte und Nettigkeit zierte. Kein ängstliches Entschuldigen, keine, den Gast beengende Sorgfalt für seine Befriedigung, störte den Genuß der Genießenden.

„Eine Pause, welche im Gespräch entstand, füllte ferner Donner aus; auch schlug jetzt Tropfenfall an das Gehör der Horchenden.“

„Gott sei gelobt!“ sagte Espe, unter einem leichten Schauer erblassend, „es regnet! Jedes Tröpflein fällt segensreich wie Gold. Die Armen werden ihr Brod haben.“

„Wir müssen nun herein,“ sagte Luise, als die Tropfen schneller fielen. Man flüchtete in das Haus; das Gewitter ward furchtbar. Der Wolken schwarzer Schooß öffnete sich unaufhörlich, um grüngelbe Blitzesschlangen zu gebähren, und der brüllende, oft furchtbar hinunter klappernde Donner, pausirte nur auf Augenblicke. Der Regen, gepeitscht vom Sturm, stürzte herab.

„Sie bleiben nun bei uns,“ sagte Luise lächelnd zu dem Gast, und als dieser eine kleine Einrendung machen wollte, fuhr sie fort: „Möchten Sie sich im Ernste bei dieser Finsterniß und dem strömenden Regen auf dem schlüpfrigen, Ihnen noch unbekannten Wege der Gefahr irgend eines Unglücks aussetzen? — Morgen früh, wenn Sie uns dann verlassen müssen, hat die Sonne schon ein paar Stunden getrocknet, und Sie gehen auf der erfrischten Erde, selbst erquickt durch Ruhe und Schlaf — nach Hause.

Silber hatte sich kaum Luisens Vorstellungen ergeben, als das Gewitter seinen Abzug nahm. Der rollende Donner verwandelte sich in ein fernher tönendes Murren; leise und heimlich rauschte der Regen; sanfte Lüfte fingen an zu wehen, und die Erde athmete Balsam aus.

Gegen Mitternacht führte der Hausherr den Gast in ein

kleines Zimmer, wünschte ihm gute Nacht und verschwand an Luisens Arm. Silber war nun allein. Mit trübem Blick und einem Seufzer sah er ihnen nach. Er fühlte sich noch zu munter, um schlafen zu können, und legte sich ans Fenster, der reinen, kühlen Luft zu genießen.

Ermüdet überließ er sich endlich dem Schlaf. Im Traume wähnte er noch den Donner zu hören, und tief in der träumenden Seele vernahm er, es wäre das Wetter, worin unser Herrgott dem ersten Menschenpaare einst im Paradiese erschien. Er besann sich auf seine Schuld, darüber erwachte er — und fand — daß er allein sei.

Es war schon hoch am Tage, als der sonst so frühmuntere Silber erwachte. Er eilte hinab in die Wohnstube, wo Luise, frisch wie eine Morgenrose blühend, das Frühstück bereitete. Als dieses fröhlich vorüber war, griff Silber nach seinem Hute, und der Pastor von Bleichen machte Miene, ihn zu begleiten. Luise trat freundlich auf den Gast zu, und sagte, während die Grazien der Gutmüthigkeit sie umschwebten und von ihren Lippen lächelten: „Die sechste Stunde des gestrigen Tages — war es nicht der zweite Juli? — hat einen guten Klang für die Harmonie unseres Lebens. Voriges Jahr gab sie uns das Glück der Liebe, gestern schenkte sie uns der Freundschaft süße Hoffnung. Wir wollen bei der Wiederkehr dieses gesegneten Tages das Andenken jener gütigen Stunde vereint feiern. Nicht wahr?“ Sie reichte ihm herzlich die Hand zum Abschiede, die er dankbar küßte.

Die geistlichen Nachbarn kamen von nun an fleißig zusammen. Mit Sehnsucht eilte Silber den schattigen Weg nach Bleichen, innigst befriediget kehrte er von dort zurück.

Espe fühlte es tief, wie sehr die Vorsehung ihn durch

den Freund beglückte, den er selbst in Luisens schönen Armen vermißt hatte. Sämmtliche Amtsbrüder der Umgegend waren alt und wohlbetaget, keine verstehende, gleichdenkende Seele unter ihnen. Um so mehr schlossen sich die beiden jungen Männer an einander, welche auf einer und derselben hohen Stufe wissenschaftlicher Bildung standen, und im Geist ihres Berufs, in gleicher Richtung ihrem göttlichen Vorbilde nachstrebten. Die höchste Beziehung verknüpfte ihre Seelen unauflöslich.

„Wenn Sie erst eine Frau haben werden, Silber! O! wie freue ich mich darauf!“ sagte Luise oft. Ein schüchternes Erröthen flog bei solchen Aeußerungen dann über Silber's jungfräuliches Gesicht, und sein Auge senkte sich schnell verdüstert zu Boden.

„Er liebt!“ sagte Luise alsdann heimlich zu ihrem Manne, „und vermuthe ich richtig, so liebt er nicht glücklich.“

Auch Espe hatte mit freundschaftlich forschendem Blicke öfters bemerkt, daß der Druck einer kummervollen Schwermuth das Gemüth des jungen Geistlichen belaste und seine Heiterkeit niederhalte. Silber war zuweilen so befangen von innerer Angst, daß es sogar der Freiheit seines Geistes schadete, und dann in einem Zustande der Spannung, daß der Ton dieser Stimmung, von dem leisesten Berühren geweckt, seinen Freunden an die Seele ging.

Espe wollte jedoch die Blüthe des Vertrauens nicht brechen; gereift, so hoffte er — sollte diese erquickende Frucht ihm zufallen, und seine Erwartung täuschte ihn nicht.

An einem hellen Herbsttage gingen Espe und seine Frau dem Freunde entgegen. Er kam. Schon von Weitem strahlte ihm sein froher Blick, sein Gang war rascher, seine Umarmung

inniger als sonst, und doch sprach eine zärtliche Wehmuth aus der bewegten Stimme.

Wenn der Mensch einem großen Leiden entgangen ist, dann theilt sich sein erstes Empfinden in die Freude über seine Rettung und in das klare, erhöhete Empfinden der erlittenen Angst.

„Und was regt Dich heute so seltsam auf, mein Freund?“ fragte Espe mit theilnehmender Wärme, und Luisens schönes Auge wiederholte die Frage.

„Die Güte Gottes, der die Folgen einer Unbesonnenheit und das Unglück meines ganzen Lebens weise und liebend von mir abwendete!“ antwortete Silber gerührt und drückte seinem Freunde die Hand.

„Es drängt mich,“ fuhr er fort; „das volle Herz zu öffnen, und meinen Freunden zu bekennen, wie froh und frei ich nun athmen darf. Ein Gewicht von Selbstvorwurf und pressender Sorge ist mir von der Seele genommen; ich bin mir gleichsam wieder gegeben, und das Geständniß meiner Schwäche und Schwärmerei lege ich jetzt, wenn auch losgesprochen vom Schicksal, vor dem Richterstuhle der Freundschaft nieder.“

Man setzte sich zusammen, beseitigte die zu vermuthenden Störungen, und Silber begann zu erzählen: „Ich ward früh zur Waise. Nach dem Tode meiner Eltern nahm mich der Bruder meiner Mutter, ein Justizrath Ahlert, zu sich, und erzog mich mit sorgsamer, treuer Liebe.“

„Eine unglückselige Ehe, durch das schnelle Ende der schuldigen Frau aufgelöst, hatte das Gemüth dieses vortrefflichen Mannes verhärtet, und ihn mitten in einer Welt voll Menschen, zu denen er in den mannigfaltigsten Beziehungen stand, zum Einsiedler gemacht. Nützliche, strenggeordnete

Thätigkeit, Kunst- und Naturgenuß, Weisheit und Wissenschaft füllten sein stilles Leben, und gaben ihm endlich jenen Frieden zurück, der vor dem Dämon seiner Frau entflohen war."

„So waren Jahre verstrichen. Die Zeit hatte mit ihren wohlthätigen Schlummerkörnern den wilden Gram, dem er fast erlegen, eingeschläfert; nur ein brennender Haß gegen solche Fehler des weiblichen Geschlechts, als welche ihn elend gemacht, und die da Häuschen, Gefallsucht, Hang zu glänzen, Eigensinn und Bosheit heißen mögen — war ihm geblieben."

„Mein Oheim hatte seine einzige Schwester sehr geliebt. Sie war das Band gewesen, durch welches er sich noch an die zweite Hälfte der Menschheit geknüpft sah. Rührend fühlte er sich daher von meinen Zügen, worin der Mutter Bild sich abspiegelte, angesprochen, und das schöne Herz, welches ein Weib verschloß, öffnete das Lächeln eines Kindes dieser betrauerten Schwester, die Thräne ihrer kleinen Waise."

„Die regelmäßige Eintheilung unserer Zeit, die in Arbeit und Erholung abwechselte, die genußreiche Zurückgezogenheit, die uns nichts vermissen ließ, weckte schon in frühester Jugend meinen Sinn für das stille Glück der Häuslichkeit. Die meisten Vergnügungen junger Leute erschienen mir fade, und ein Spaziergang mit meinem unterrichteten Oheim, ein Winterabend in seiner und der Musen Gesellschaft am traulichen Kamin verlebt, waren für jetzt meinem Bedürfniß der Freude vollkommen genügend. Süße Ahnungen schwellten meine stille, ruhige Brust, ein Ideal der Unschuld, Milde und Sanftmuth erhob sich, gehüllt in der Schönheit verrätherischen Schleier, in ihrer verschwiegensten Tiefe, und meine

Träume waren seiner Huldigung geweiht. — Die bitteren Satyren des Oheims auf das zweite Geschlecht verletzten jetzt öfters mein Gefühl, und ich wagte es zuweilen, sie leise zu bekämpfen und den reinen Begriff der Weiblichkeit gegen sein verachtendes Vorurtheil in Schutz zu nehmen."

„Er mochte mich errathen, und gab mir, wahrscheinlich zur Warnung — die Geschichte seiner Ehe zum Besten."

„Häuslichkeit! so schloß er dann, o du schönste Blüthe in dem Kranze weiblicher Tugenden! du Veilchen in der sittlichen Flora dieses Geschlechts voll giftigen Unkrauts, wie selten wirst Du noch gefunden, weil Du Dich bescheiden in einsame Schatten verbirgst! — Wähle Dir einst ein Weib, und möchte ihm auch die Natur den Schimmer der Schönheit, das Glück seinen Glanz versagt haben, dem dieser zarte Sinn eignet; und preise Dich glücklich, ob Dich auch Niemand beneide. Die Weiber haben den, tief in ihrem Wesen begründeten Trieb zum Verschönern. Wenden sie nun diesen Trieb nicht dazu an, sich unablässig mit den Flittern des Putzes und einer oberflächlichen Bildung zu schmücken, und hat die Hand der weisen Gärtnerin Erziehung diesen Sprößling der Natur auf einen edleren Zweig geimpft; so ist es der Hausaltar, den sie mit Immortellen umwinden. Aber Wehe! dreifach Wehe! wo das Götzenbild der Eitelkeit verehrt wird! Es fordert grausame Opfer, und die Ruhe manches wackern Mannes hat sich daran verblutet; auch die meinige — setzte er leise und schmerzhaft hinzu, — und nie haben wir mehr über diese Materie gesprochen."

„Ich ging nun auf die Universität. Nach Verlauf eines Jahres starb mein Oheim und hinterließ mir sein kleines Vermögen. Als ich zurückkehrte, wurde mir eine Stelle

als Hauslehrer bei dem Gerichts-Präsidenten von Wallor unter den vortheilhaftesten Bedingungen vorgeschlagen. Der gute Ruf dieser Familie, die liebliche Freimüthigkeit des Knaben, dessen Erzieher ich werden sollte, siegten über meine Abneigung gegen dies Verhältniß in solch einem vornehmen Hause, und ich sagte zu."

„Auch fand ich keine Ursache, diesen gewagten Entschluß zu bereuen; ich fühlte mich vielmehr sehr zufrieden in meiner neuen Lage. Die ehrende Behandlung, deren ich genoß, erhielt mein Selbstgefühl unverletzt, die zarten Sitten des Betragens thaten mir durch ihre Feinheit wohl und verwöhnten meinen Geschmack, der Fleiß und die Fähigkeit meines Zöglings belohnten meine Mühe und meine Freiheit wurde nicht beschränkt."

„Dem Präsidenten gehörte ein Landhaus nahe bei der Stadt, das wegen seines wunderschönen Parks, welchen der Besitzer dem Vergnügen der Städter preis gab, ein sehr besuchter Lustort geworden war. Hier lebte Frau von Wallor mit ihren beiden schönen achtzehnjährigen Zwillingstöchtern, dem kleinen Fridolin und mir, den Sommer über. Der Präsident kam täglich, nachdem das Collegium geschlossen war, herausgefahren, um die Stunden der Muße im Kreise seiner Familie zu genießen."

„In der reizendsten Natur, nur hier und da durch leise Hülfen der Kunst gehoben, brachte ich meine Tage selig hin. Ich unterrichtete Fridolin, bereitete mich daneben auf meinen künftigen Beruf vor, las die Dichter, übte meine Guitarre und Flöte, und entwarf — weil der Mensch sich doch nie mit der Gegenwart begnügt — einen poetischen Plan meines künftigen Landpredigerlebens."

„Die Sorglosigkeit meiner Lage, die feenhafte Schönheit

jenes Ortes, der Gesang der Nachtigallen, welche mich aus dem Schlummer weckten und in Träume der Liebe und Sehnsucht sangen — regten Gefühle einer süßen Unruhe in mir auf. Es war mir einsam und allein zu Muthe, und ich sehnte mich nach einem Wesen, das der Frühling meines Herzens, mir lieber als die ganze Welt und mein Alles wäre. Ein sehnsüchtiger Hauch schwellte jede Knospe der Empfindung in meiner Brust, Stimmen der Liebe erwachten darin, doch die Kühle der Besonnenheit wehete noch immer von meiner Sonne her, und ich fürchtete, sie würde mir nie aufgehen, und das warme Herz erstarren müssen in einer unendlichen Oede. —

„Aber ach! wie oft fand ich Gelegenheit, an den satyrisirenden Oheim zu denken! — Selbst die schönen Töchter unseres Hauses, die sich doch durch edle Einfachheit der Sitten sehr vortheilhaft von der Menge auszeichneten, gaben oft den Beweis, daß der kühne Tadler nicht so ganz Unrecht gehabt hätte."

„Wenn die schöne Welt der Hauptstadt, ein glänzender Strom! in den stolzen Schattenalleen unseres Parks auf- und niederwogte — wenn ich als ein unbemerkter Zeuge dieses Treibens und Drängens sah, wie die sanftesten Augen lächelten und lockten, zarte Wangen in buhlerischer Gluth brannten, wie ohne Scheu und Scham das Spiel der Gefallsucht gespielt wurde — dann floh ich trauernd in die Einsamkeit, Unschuld und weibliche Würde in der Welt der Dichter zu suchen."

„Einstmals — es war ein warmer Frühlingstag, der Park wimmelte von Menschen — fühlte ich mich von meinen Beobachtungen ganz besonders verstimmt, und enteilte dem Gedränge, das der nahende Abend schon zu lichten be-

gann. Mit tiefer, schmerzlich erregter Sehnsucht begehrte das wunde Gefühl einen lindernden Balsam, ich wollte es in Ruhe heilen, und in Nachsinnen versenkt, meine Gedanken schwärmten und schweiften weit abwärts — folgte ich Fridolin, der jubelnd einem Schmetterlinge nacheilte, bis an ein fernstehendes Waldhäuschen. Die Thür stand offen. Etwas Weißes leuchtete mir von der grünen Ruhebank entgegen, ich nehme es auf, und es ist ein sehr feines Taschentuch mit den Buchstaben A. v. B. bezeichnet, aus welchem ein Brief ohne Umschlag und Aufschrift fällt. Ich besehe den Fund von allen Seiten; die kleine, zierliche, correcte Handschrift ladet mich unwiderstehlich ein, zu untersuchen, ob der Inhalt ihr entspreche."

„Ich lese — und, o meine Freunde! welch ein Brief! Die schönste Antwort der Vorsehung auf den bangen Zweifel, ob es überhaupt noch eine reine, edle weibliche Seele gäbe, den ich so eben ausgeseufzt hatte."

„Es war das Schreiben eines Mädchens an eine verheirathete Freundin. Das innigste Gemüth hatte den Inhalt durchgefühlt, ein klarer Geist diese Gedanken ausgehaucht! — Die Schreiberin bedauert die Entfernte wegen des Verlustes des Stilllebens, das in deren jetzigen Verhältnissen untergegangen sei. Sie schildert das ihrige, und die trauten, heimlichen Bilder sind mit warmer Phantasie und zartem Sinne entworfen. Sie ruft Scenen der Vergangenheit zurück, und hieraus ergiebt sich, daß beide Freundinnen auf dem Lande erzogen worden und gleichen Unterricht empfangen haben. Mit leisen sanften, Klagen spricht sich die Sehnsucht der Freundschaft aus, und sagt, wie sehr, wie heiß! dies schöne Herz lieben könne. Die Unterschrift: Lina. Außer einer Wendung, welche verrieth, daß die Briefstellerin

ihrer Freundin am Range nicht gleich sei, war in dem ganzen Schreiben keine, mir über den Wohnort, den Stand und die Verhältnisse dieser Lina Licht gebende Andeutung zu finden; gleich als ob ein schadenfroher Dämon mir das Dasein der schönsten, weiblichen Seele verrathen, ohne mir die Hoffnung zu geben, sie jemals finden zu können."

„Mit unbeschreiblichen Empfindungen legte ich das zweimal gelesene Blatt zusammen So gab es auf Erden doch noch ein Wesen, das in das Saitenspiel meines Herzens harmonisch einzustimmen fähig war! Aber wo blühete diese Wunderblume? wo sollte ich sie suchen? — Die einbrechende Dämmerung weckte mich aus meinen Träumereien, ich eilte mit meinem kostbaren Funde auf einem einsamen Umwege nach Hause."

„Als sich die Familie zur Abendtafel versammelte, trat Amanda, eines der Zwillingsfräulein, mit einem schönen Mädchen ihres Alters an der Hand, in den Saal. Die Fremde war die kürzlich verwaiste Tochter eines Predigers, dessen früher verstorbene Frau eine Jugendfreundin der Präsidentin gewesen. Diese nahm jetzt in theilnehmenden Andenken an die Tage der Jugend und im berechnenden Hinblick auf den Vortheil, den ein solches Mittelwesen von Gesellschafterin und Kammerjungfer im Hause verschaffen könne, die trauernde Kleine an Kindesstatt an und auf. Das Mädchen saß bei Tisch mir gegenüber. Leidvoll und still, nur ein paarmal als die frische Herzenswunde berührt ward, ergoß sich der Schmerz in leisen Thränen, und die großen, schönen Augen, dunkelblau mit Glockenblumen, erglänzten, und es tönte um mich wie eine sanfte Klage — das Mädchen aber hatte nur geseufzt."

„Weine doch nicht, liebe Lina! sagte der kleine Fridolin

ihr Nachbar bei der Tafel, mitleidig, und zog die Hand, welche die rollenden Thränen auffangen wollte, auf den Schooß zurück."

„Lina! das Echo meines Herzens gab die Melodie dieses Namens wieder. Der Zauber, der seit wenigen Stunden für mich darin lag, der Antheil, den die Schutzlosigkeit dieser zarten Gestalt in mir erregte — ließ sie mir in Rosenlicht des Ideals erscheinen."

„Täglich ward mir nun Lina lieber und theurer. Auch schien ihr das nicht zu entgehen, obgleich sich meine Neigung noch hinter einer allgemeinen Artigkeit verbarg. Es würde mir dies weniger gelungen sein, wäre meine Liebe nicht getheilt gewesen. Wenn ich in einsamen Stunden jenen Brief hervorzog, und der stille, himmlische Geist, der sich darin aussprach, mich mit süßer Ahnung anwehete, dann war es mir, als könne nur sie, die ferne, ungekannte Schreiberin, und nur sie allein mich beglücken, als müsse ich ausziehen, sie zu suchen, und mit schmerzlicher Inbrunst vom Himmel das Finden erflehen. Es däuchte mir dann, als sei Lina, ein ihr bei weitem untergeordnetes Wesen, und habe mit Jener nichts gemein als den Namen, wie die Monatsrose ihrer duftreichen Schwester gleich genannt wird. Wenn ich aber in der duftenden Laube zwischen Blüthen an Lina's Seite saß, verloren in das Anschauen ihrer schönen Formen, der leichten Handarbeit zusah, die sie mit raschen, rosigen Fingern förderte, wobei mir das Herz hüpfte —, dann verstrickten diese Fäden meine Sinne, jeder Stich ihrer Nähnadel drückte mir eine kleine Wunde ein, ich fühlte mich von Amors feinsten Pfeilen getroffen, und war ganz dem Eindruck der Gegenwart hingegeben. Dann verstummte die leise, treue Warnerin in meinem Busen. — „

„Die Präsidentin besuchte mit Hedwig (so hieß das zweite Zwillingsfräulein), einen Badeort, um jene heiße Quelle für ihre Gesundheit zu gebrauchen. Amanda und Linchen blieben zurück. Unser Landhaus ward nun einsam, der häusliche Kreis enger, aber Liebe und Freude waren darin eingeschlossen, und selige Tage für mich gekommen. Die gefühlvolle Amanda, welche wohl längst unsere liebende Annäherung bemerkt, vergönnte uns manch süßes Alleinsein, manchen innigen Spaziergang, und als Frau von Wallor zurückkehrte, war der Liebe Kuß, das Wort der Treue, zwischen uns getauscht. —“

„Im sichern Glück des gegenseitigen Besitzes wurde es uns leicht, den Zwang der Verhältnisse zu dulden. Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt! Dies fühlte und erkannte ich damals, und die Fesseln der Convenienz hinderten mich wenig, und machten mir vielmehr die freie Aussicht in die Zukunft zu einem paradiesischen Blicke.“

„Amanda war die Vertraute unseres Bundes, und durch ihre Veranstaltung ward uns zuweilen eine Stunde zu Theil. Aber ach! diese seltenen, kostbaren Augenblicke gaben mir kein Glück! — Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß Lina, seit ich ihr mein Herz, meine redliche Absicht erklärt, eine Andere geworden wäre. Sie lag an meiner Brust und klagte über ihr Geschick, sie duldete meine Liebkosungen und sprach nur von so mancher Unbill, die sie sich in diesem Hause gefallen lassen müßte; besonders beschwerte sie sich über die Kargheit der Wohlthäterin, die sich gegen alle Welt als solche preise, und sie doch am Nöthigsten Mangel leiden lasse. — Ich fühlte bei diesen herben Mittheilungen eine Säure in mir, die meine Gefühle zusammenzog, ein

ätzender Verdacht setzte sich in meiner Seele an. Die Liebe würde ja wohl in den Armen des Geliebten das größte Elend vergessen, und Lina vergaß nur, daß sie mit diesen kleinlichen Widerwärtigkeiten mich tief im Innersten verstimmte. Sie zerstörte die Illusion der Leidenschaft in ihren köstlichsten Augenblicken, ich achtete genau auf die Lage meiner Braut, und ohne daß ich es wußte oder wollte, bemerkte ich sie selbst schärfer. Da ging mir denn ein Licht auf — ich war zuvor mit Blindheit geschlagen gewesen; aber ich sah nur mein Unglück. Sie schmeichelte der Präsidentin unablässig und verlästerte sie doch, und zwar mit Unrecht. Sie war sogar falsch gegen die edeln Pflegeschwestern — und was hatte ich zu hoffen? —"

„Das ernste Auge im Bilde meines Oheims blickte mich so vorwurfsvoll an, der Mund schien sich zu einer Warnung öffnen zu wollen, und der Blitz der Satyre, der unter den finstern Schatten seiner Stirne hervorleuchtete, schien mir ein schweres Wetter zu verkünden, das über meinem Haupte heranzöge und alle Saaten meiner Hoffnung zerschlagen würde."

„Eines Tages, als ich mit Fridolin im Garten bin, und während dieser eine kleine Ausarbeitung macht, meinen Gedanken, trübe und traurig wie der Herbst um mich her, nachgehe, rauscht es im welken Laube hinter mir, ich blicke zurück — und der Präsident steht da. Er sieht mich forschend an, und spricht: Ihnen fehlt etwas, Silber! Der Ton, womit er diese Voraussetzung sagte, war bestimmt, doch theilnehmend. Ich verneinte; aber ich fühlte, daß ich erröthet war. Still! still! fuhr er fort, Sie sind seit Monden verändert; doch vielleicht weiß ich das rechte Mittel für diese Krankheit. Silber! verdiene ich nicht Ihr Ver-

trauen? Ich habe für Sie gesorgt, Sie werden bald am Ziele Ihrer Wünsche sein. Doch — Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie diese Erwartung Niemand — hören Sie? ohne Ausnahme! Niemand mittheilen wollen."

„Ich gab es hoch erfreut. Der edle Mann! O! damals sah ich nicht ein, warum er diese Bedingung machte, heute weiß ich es wohl, und danke sie ihm."

„Frau von Wallor kündigte uns bei Tische an, daß wir den folgenden Tag nach der Stadt zurückkehren würden, und forderte einen Jeden von uns auf, die nöthigen Einrichtungen deßhalb zu treffen; alsbald ward es sehr unruhig im Hause. Die Präsidentin fuhr am nächsten Morgen zeitig ab, wir Andern sollten erst spät am Tage folgen. Voll von meinem Glück, eilte ich, sobald Frau von Wallor hinweggefahren war, auf Lina's Zimmer, um der Braut, der ich das selige Herz nicht öffnen durfte, das frohe Gesicht zu zeigen."

„Ich finde meine Lina glühend roth, heftig aufgeregt, mit Augen, die von zornigen Thränen geschwollen waren."

„Erschrocken frage ich nach der Ursache dieser Verstörung, und erfahre Folgendes: Frau von Wallor habe diesen Morgen Lina's Garderobe und Wäschebestand gemustert, und sehr lebhaft ihre Unzufriedenheit über einige Prachtstücke und etwas Flitterstaat der ersteren geäußert, was, wie sie sich mit Härte ausgedrückt, im Mißverständniß zu dem mangelhaften Ganzen, wie mit ihrer Lage selbst, stände; Lina sei von der scheltenden Dame auf das strengste zur Ordnung, Einfachheit, wie zum Fleiße ermahnt worden, und anstatt eines gehofften Geschenkes an Kleidern, Hüten, Schuhen u. s. w., dessen nach Lina's Ansicht sie bedurft hätte, um in der Stadt auf eine, dem Range und Charakter der Pflegemutter wür-

Bayerische Staatsbibliothek München

dige Art erscheinen zu können, habe ihr diese einen Ballen feine Leinewand, nette Häubchen für den winterlichen Hausgebrauch und eine ganze Menge Arbeit gegeben."

„Der erste Tropfen Wermuth fiel in den Becher meiner Freude, und er war mir verbittert. In dieser giftigen Mittheilung war das Urtheil der Frau von Wallor über meine Lina, wie über das Schicksal meiner Zukunft, worin ich der Gatte dieses Mädchens sein würde, ausgesprochen. Und konnte ich der Präsidentin wohl Unrecht geben? — Die Eröffnung ihres Gemahls hatte mir Lina um Vieles näher gerückt; die Braut entwich — sie konnte bald meine Frau, die Nächste meines Wesens sein; sollte ich der Irrenden Wahrheit vorenthalten und ihren Fehlern schmeicheln? Gelang es mir, sie zu überzeugen, so hatte ich ja nur für mein eigenes Glück gesorgt."

„Behutsam, tröstend, mit schonenden Blicken, wie der Wundarzt den leidenden Kranken erfaßt, um ihn durch das Verursachen größerer Schmerzen zu heilen, sondirte ich Lina's Seelenwunde, ich zeigte ihr den Schaden überhebender Eitelkeit, die falschen Stellen des Gemüths. Ich sagte ihr, wie viel höher sie sich durch freiwillige Zurückgezogenheit, durch bescheidenes Entsagen der Vortheile, welche durch Geburt und Reichthum den Töchtern dieses Hauses eigen wären, stellen könnte; wie es einzig in ihre Gewalt gegeben sei, sich kränkende Zurücksetzungen zu ersparen, und wie zart Frau von Wallor dennoch gehandelt, indem sie mehr durch das bedeutsame Geschenk, als durch Worte, ihr den Platz ihrer Wirksamkeit, das Haus, angewiesen. Mit leiser, weicher Stimme — denn ich sah, daß Lina's Wangen glühten und ihre Lippen im verbissenen Unmuth zuckten — suchte ich ihr ferner anschaulich zu machen, daß sie gewiß

jedem soliden Manne in dem einfachen, häuslichen Gewande besser gefallen werde, als im Flimmer des Putzes, der nur zu häufig Männern, die offenen Auges ihrer Weges gehen, um sich eine Lebensgefährtin zu suchen, als ein Irrlicht erscheine, das, keines reinen Ursprungs, in tiefes Verderben locke. Doch meine Lina, schloß ich, und wollte die Sträubende umfangen, gewählt bist und hast Du schon, und der Mann, dem Du Dich gelobtest, würde Dich selbst in dem Gewande der Dürftigkeit noch überschwenglich reizend finden! — Vergiß also nie, Geliebte, daß eine Landpredigerfrau — und das willst Du ja werden — ihren Beruf zur Demuth, die Pflicht der Bescheidenheit, vorzugsweise nicht verkennen dürfe; daß ihr größter Schmuck das frohe, zufriedene Gesicht ihres Mannes, das blühende Aussehen ihrer gesitteten Kinder, die Ordnung ihres Hauses sei, daß sie sich nur auszeichnen, nur leuchten könne als Vorbild für die Frauen der Gemeinde. Die Tugend ist allein das wahre Ehrenkleid einer Frau, und der stille, sanfte Geist, der da köstlich ist vor Gott! —"

„Nach dieser Rede verließ ich die grollende Lina. In allen Tiefen meiner Seele erklang es, sie sei nicht die für mich Geschaffene! — Die Scene dieser Stunde hatte mir ihr innerstes Bild gezeigt. Ach! es glänzte nicht im milden Lichte versöhnlicher Liebe; finstere Schmollsucht verunstaltete es."

„Ich war tief betrübt. Mühsam fand ich mich selbst in dem Entschlusse wieder, der Vorsehung es vertrauend anheim, zu stellen, wie, und auf welche Art sie das Labyrinth, in das mich meine eigene Unvorsichtigkeit geführt, entwirren wolle."

„Wir waren nun in der Stadt. Lina spielte die Empfindliche, Beleidigte. Sie hielt diese undankbare Rolle mit

solcher Beharrlichkeit fest, daß ich wohl sah, ihr störrischer Eigensinn wäre keine verzeihliche Laune mehr, sondern die Unart des Charakters. Der Trotz des Mädchens, das ein Geschöpf ihrer Güte war, ermüdete endlich die Geduld der Frau von Wallor. Sie behandelte Lina von nun an mit übersehender Kälte und würdigte sie kaum eines Blickes mehr. Lina gab sich selbst Stubenarrest. Sie erschien nicht bei Tische und ließ sich unpäßlich melden. Man lächelte, ließ sie gewähren und kümmerte sich nicht viel um sie, denn die Familie war in diesen Tagen mit einer Angelegenheit beschäftiget, welches ihr höchstes Interesse in Anspruch nahm. Amanda ward Braut mit einem Major von Sennsen. Man sah dies Ereigniß im Hause des Präsidenten als ein sehr glückliches an; denn die Zuneigung der trefflichen Amanda sprach eben so laut für ihren Verlobten, als dessen persönliche Eigenschaften und Verhältnisse seine Bewerbung bei den Eltern der Braut unterstützt hatten."

„Schon in einem Monate sollte die Verbindung gefeiert werden. Dann wollte das junge Ehepaar nach Berlin, dem Standorte des Majors, abgehen. Am Verlobungstage Amanda's sah ich Lina zum ersten Male wieder. Sie wurde von der Präsidentin auch von Hedwig mit auffallender Verachtung behandelt, und es durchschnitt mir die Seele, daß sie dies verdient hätte. Nur die glückliche Braut gönnte ihr zuweilen ein mildes Wörtchen, wie ein Almosen hingeworfen. Sacht schlich ich mich aus der Gesellschaft hinweg, mein Herz war krank; die mattgequälte Liebe lösete sich unter schmerzhaften Krämpfen darin auf, ihr Geist entfloh — und nur die Pflicht, Wort zu halten, blieb, eine kalte Leiche! zurück.—"

„Am folgenden Morgen erhalte ich ein Billet von Lina. Sie kündigt mir an, Amanda habe ihr vorgeschlagen, sie

nach Berlin zu begleiten, welches Anerbieten sie bei den veränderten Gesinnungen der Frau von Wallor, und indem sie die zuverlässige Güte Amanda's kenne, mit Freuden anzunehmen gesonnen sei. Ein Centner fiel bei dieser Nachricht von meiner Brust, und ich athmete freier. Lina war sehr vergnügt. Die Anordnungen zur Reise wie zu Amanda's Hochzeit beschäftigten sie dringend, und nur selten, und auch dann nur auf Augenblicke, sprachen wir uns."

„So waren die wenigen Wochen schnell verstrichen, der Brauttag unserer Amanda erschien, die Stunde der Trennung schlug. Hätte ich es auch früher nicht geahnet, daß Lina mich nicht wahrhaft liebe, der Abschied würde es mir gezeigt haben. — Genug hiervon. Ich sühnte die Täuschung meiner Gefühle mit einer bereuenden Thräne vor dem Bilde meines Oheims, und die Ironie seines Lächelns sah mir wie Trost aus."

„Ruhe und Frieden kehrten wieder zu mir zurück; ich fühlte mich wie erlöset. — Nach einiger Zeit erhalte ich ohne Zuthun eine Aufforderung zu einer Probepredigt in Grünwald. Ich nehme sie an, habe das Glück zu gefallen, und nach Verlauf weniger Wochen sendet mir der Patron der Pfarre, ein naher Verwandter der Präsidentin, die Vocation zu."

„So war ich nun am Ziele. Störend mischte sich in die Freude, es erreicht zu haben, die ängstliche Frage, wie Lina entscheiden würde. — War die Aussicht auf den Frauenstand, auf unabhängiges Schalten und Walten, wenn auch nur über ein kleines Reich, reizvoll genug für sie, um ihr ein hinlänglicher Ersatz für die einförmige Stille des Landlebens zu sein, so ward ich zum Opfer der Zuverlässigkeit."

„Ich erhielt keine Zeile von Lina, sie wäre wie verschol-

len gewesen, hätte ich nicht durch Amanda's Briefe an die Ihrigen erfahren, daß sie sich wohl befinde und in ihrer neuen Lage sehr zu gefallen scheine. —"

„Das Frühjahr war schon ziemlich weit vorgerückt, als ich mein Amt antrat. Ich fand eine Unzahl Arbeiten vor, sobald ich diese überwunden hatte, und die erste Einrichtung vorüber war, schrieb ich an Lina. Ich bot ihr redlich noch einmal Hand und Herz, und sagte ihr, wie mein ganzes Leben ein ununterbrochenes Bestreben, sie zu beglücken, sein würde; ich machte sie mit allen Annehmlichkeiten und Mängeln meiner Verhältnisse, aber auch mit meinen bestimmten Forderungen an die Gefährtin meiner Tage bekannt. Ein strenger Ernst, wie der wichtigste Schritt des Lebens ihn erfordert, gab dieser Erklärung das entschiedenste Gepräge der Wahrheit, und Lina konnte nicht zweifelhaft darüber sein, daß dieser Antrag nicht in der Sprache des Liebhabers geschähe, sondern in der eines Mannes, welcher von seiner künftigen Gattin hingebende Güte und die Tugenden der Weiblichkeit verlangt."

„Ich hatte diesen verhängnißvollen Brief, Gott weiß es! mit Wärme geschrieben; aber dennoch sagte mir mein ahnendes Gefühl, daß er die leichtsinnige Lina ehestandskühl anwehen werde. —"

„Ach! welche Marter ist die Ungewißheit! die schöne Natur lächelte mir vergebens, ich sah die Blüthen ohne Freude, und dachte, wie wird es sein, wann die Blätter fallen? —"

„Meine Gemeinde bewies mir Liebe und Vertrauen, und kam selbst den kleinsten meiner häuslichen Wünsche zuvor; mein Herz aber war verschlossen für diese Aufnahme, welche doch den Segen meiner Wirksamkeit als Seelsorger bedingte. Eine rastlose Unruhe trieb mich umher und scheuchte den

Schlummer von meinem Lager. Ich wachte in Sorgen um die Zukunft, da ich doch in Frieden hätte schlafen sollen, wissend, daß Gottes Auge für das Glück der Seinen wacht! — Aber jeder Brief den ich erhielt, glitt in zitternde Hände, und der Postbote schauete nur, wenn er mich anblickte, in ein erblaßtes Gesicht. —"

„Um diese Zeit war es, wo ich Sie, meine Theuersten, kennen lernte. Ihre Bekanntschaft schärfte meine Angst, meine Reue, das Loos meiner Wahl vergriffen zu haben. Ihr idyllisches Stillleben verwirklichte meinen schönsten Jugendtraum; ein holder, entschwundener Schatten, erschien er mir als Wahrheit nun. Ihr stilles, beglückendes Walten, o erröthen Sie nicht, bescheidene Luise! erinnerte mich in so vielen Zügen an jene schöne weibliche Seele, deren Bild mir jetzt öfters als jemals vorschwebte. Eben so anspruchslos, nie für sich selbst, stets für Andere nur besorgt, weiche, liebende Güte mit edler Selbstständigkeit zart verschmelzend, den lachenden Frohsinn des Mädchens, mit der sanften Würde der Hausfrau vereint, die schwereren Pflichten derselben nie über der süßeren, die Gesellschafterin des geliebten Mannes zu sein, verabsäumend, so hatte ich jene anonyme Lina mir gedacht."

„Eine lange Zeit, länger noch durch peinliches Warten — war verstrichen, ohne daß ich Antwort von Berlin erhalten hätte. Sollte Lina meinen Brief nicht empfangen haben? ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Indeß hatte die Spannung, worin ich mich seit Monaten befunden, etwas nachgelassen, und es war stiller in mir geworden."

„Ein unbeschreibliches Gefühl, der leise Nachhall eines Frühtraums, ergriff mich eines Morgens bei meinem Erwachen. Mir hatte von Lina der zweiten, nicht aber der

einzigen, geträumt. Ich wollte sie umfassen, doch sie entwich mir und lockte mich spottend in ein nahes Gebüsch; hinter ihr gähnte ein jäher Abgrund, sie taumelte rückwärts darauf zu."

„Ich will sie retten, allein sie verschwindet, und in meine Arme sinkt tröstend ein himmlisches Geschöpf, und flüstert: Ich bin Lina! Deine Lina! — Da zerrann der holde Traum, ich schlug die Augen auf."

„Dieser Traum spielte mit lichten Farben und der Ahnung wunderbarem Strahle in den Tag hinüber, der frühlingstrübe aufgegangen war. Unter feuchten, duftigen Schauern der Luft schreite ich in meinem Gärtchen auf und nieder, und der Entwurf einer Predigt beschäftigt mich. Eine leise Melodie summt über die Hecke, ich horche, und höre einen Arbeiter singen: Du aber, der Du ewig liebst, machst gut, was wir verwirren; erfreust, wenn wir uns selbst betrübt, und führst uns, wo wir irren. —"

„Diese einfachen Worte bewegten mir das Herz tief in der Brust. Ich blickte zum Himmel auf und dann beschämt zur Erde nieder. Als ich das Auge erhob, stand der Briefträger vor mir. Aufschrift und Siegel sagten mir, daß der Brief, den ich eben erhielt, von Amanda sei; keiner von Lina darin. Frau von Sennsen entschuldigte sich wegen der Verspätung ihrer Antwort — ich hatte nämlich damals auch an sie geschrieben."

„Eine große Reise zu den Eltern ihres Gemahls, wovon sie erst zurückgekehrt, gab Amanda als die Ursache dieser Säumniß an. Sie wünschte mir mit freundlicher Güte zu meiner Versorgung Glück, noch bedeutsamer aber dazu, daß Lina meinen Antrag ausschlage. Sie sei von Jener ersucht worden, dieses Nein, welches, wie Amanda vermuthete, seinen

Grund wohl in einer anderweitigen Verbindung der flatterhaften Lina haben möge — gegen mich auszusprechen, was sie auch hierdurch mit Freuden thue, fest überzeugt, es wäre zu meinem Heil. — Du aber, der Du ewig liebst, machst gut, was wir verwirren! so wiederholte ich in inniger Rührung, und meine Seele lobte den Lenker des Schicksals. Ich athmete frei auf, wie dem Drucke einer Felsenlast entnommen. Erst heute nahm ich eigentlich von allen meinen Gütern Besitz. Auch das Glück Ihres Umgangs, meine Freunde, werde ich künftig reiner genießen können. Der Anblick Deiner Zufriedenheit, mein lieber Bruder, wird mir ferner kein Vorwurf meiner übereilten Thorheit mehr sein, und Sie, meine süße Freundin, werden mich hinfort mit der Hoffnung erfüllen, ein, Ihnen gleiches edles Wesen finden zu können. Möchte mich nur die bittere Erfahrung, welche ich gemacht, für immer warnen! Aber ach! ich fühle mich noch jetzt in den Zauberkreis des Namens Lina gebannt, und sollte es irgendwo ein Mädchen der Mühe werth halten, mich erobern zu wollen: so könnte es diesen Zweck nicht schneller erreichen, als wenn es diesen Namen annähme."

Hier endigte Silber seine Erzählung. Espe hatte während derselben einige Unruhe an Luisen bemerkt. Sie war von demselben Augenblicke an, wo Silber des gefundenen Briefes und seiner Wirkung auf ihn erwähnte, zerstreut gewesen.

„Was störte Dich heute in Deiner Aufmerksamkeit für die Beichte des Freundes?" fragte Espe seine Frau, als der Pastor von Grünau sie verlassen hatte.

„Das will ich Dir wohl sagen —" antwortete Luise. „Wir sind daran gewöhnt, den Namen meiner Schwester Eveline mit Lina abzukürzen. Wenn sie nun jetzt kommt —

wir erwarten sie ja täglich, mich zu pflegen, und mir in der Wirthschaft beizustehen, während ich als Wöchnerinn daniederliege —" Luise seufzte beklommen — „wird Silber nicht etwa glauben, wenn er die unschuldige Lina rufen hört, wir hätten es auf ihn abgesehen? Denn die Eitelkeit der Männer bezieht nur gar zu leicht den kleinsten Zufall, der ihr schmeichelt, auf sich selbst."

Hier blickte Luise ihren Mann schalkhaft an, er drückte sie zur Strafe für diese Bemerkung an seine Brust, und die kleine Frau redete dann weiter: „So lieb ich mir das nun denke, und, o Gustav! seit ich den edeln Silber kenne, hat der Gedanke, er wäre ein Mann für meine Schwester, mir in der Seele gelegen —; so möchte ich doch um keinen Preis etwas dazu thun. Und so habe ich denn ohne ein Wort von dem, was Silber uns erzählte, zu verlieren, auf ein Mittel gedacht, wie diese zarte Aufgabe zu lösen wäre. Es ist gefunden, wenn wir den Namen meiner Schwester künftig anders theilen, und sie anstatt Lina, Eva nennen."

„O Evens Töchter!" rief Espe herzlich lachend, „alle habt ihr die List von Eurer Stammmutter geerbt, und glücklich genug, wo sie sich noch mit Taubensinn gepaart findet, wie bei Dir, meine Luise." Er küßte sie herzinnig, und fuhr fort: „Daß Du aber bei Deinem Wunsche, den ich Dir schon abgemerkt habe, und der auch so ganz in das Wesen Deines Geschlechts gehört, eine heilige Scheu trägst, Dich in die Sache der Vorsehung zu mischen; denn diese ist es ja, welche Herzen und Ehen knüpft —, dies macht Deiner Weiblichkeit Ehre und eine Ausnahme ganz ungewöhnlicher Weise."

Ein Geräusch unterbrach dies eheliche Gespräch, wie wenn ein Wagen angefahren käme. Es wurde heftig an die Hausthür geklopft, man öffnete, und zu größter Ueberraschung

trat die erwartete Eveline, an Silber's Hand, über die Schwelle. Dies ging nun folgendermaßen zu: Es war schon spät, als Silber mit erleichterter Brust seine Freunde verließ. Der Vollmond stand am Himmel und beleuchtete magisch den Weg des eiligen Fußgängers. Nicht allzuweit von dem kleinen Gehölz, durch welches der nächste Gang nach Grünwald führte, lief die offene Landstraße, die Silber gern vermied. Silber trat in den Schatten der Bäume, welche heimlich flüsterten, als hätten sie ihm ein nahes Glück zu verrathen, der Mondstrahl ging vor ihm her, wie der verklärte Schritt eines Engels. Da hörte er in der Ferne einen Wagen rollen, und näher ein leises Rauschen. Eine schlanke, weibliche Gestalt schwebte auf ihn zu. Der Abendwind spielte mit den wehenden Bändern des Hutes und dem Kragen des leichten Reisemantels; das Gesicht der fremden Dame konnte Silber jedoch nicht sehen. Sie stand jetzt vor ihm, warf ein paar gerundete Arme um den Nacken des Betroffenen, und drückte einen warmen Kuß auf seine Lippen. „Nicht wahr, das heißt überrascht?" fragte sie mit einer Stimme, die einen Strom von Wohllaut in sein Ohr goß, wie eine Secunde früher ihr Kuß Feuer in sein Herz. „Ich glaube gar," setzte sie hinzu, da Silber stumm und still blieb. „Du willst mich nicht erkennen?" Doch plötzlich fuhr sie mit einem lauten Schrei zurück, und ihre Glieder bebten wie Espenlaub. „O fürchten Sie nichts, meine Dame!" sagte Silber beruhigend; „ich errathe, daß Sie sich in einem Irrthum befanden."

„Sie sind — Sie waren — Sie gleichen so auffallend in der Figur —" stammelte die Fremde und schwankte wie ein erschrockenes Bäumchen im Sturme.

„Wem?“ erwiederte Silber; „erwarten Sie vielleicht Jemand hier anzutreffen?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen schon gefaßter; „und eben die unverhoffte Freude, meinem Schwager, wie ich wähnte, zu begegnen, exaltirte mich so.“

„Ihrem Schwager?“ fragte Silber in froher Ahnung.

„Ja, dem Pastor Espe in Bleichen,“ gab die Fremde zur Antwort, und verbeugte sich ein wenig, als wolle sie nun gehen.

„Luisens Schwester — die Schwester meiner Freundin wären Sie? rief Silber in entzücktem Tone aus. Als Eveline diese Frage bejahete, bat Silber, daß er sie zurück nach Bleichen, von woher er eben komme, begleiten dürfe. Sein Name, den er nannte, wie das freundschaftliche Verhältniß zu den Ihrigen, war ihr bereits durch briefliche Mittheilungen bekannt, und so durfte Eveline den Mann, der sich auf diesem späten, einsamen Gange zu ihr fand, als Führer nicht scheuen. Sie ging an seiner Seite, und erzählte ihm, daß eine Viertelstunde von hier etwas am Wagen zerbrochen sei, und daß sie es nicht habe wagen wollen, darin sitzen zu bleiben. Sie sei also ausgestiegen und habe den näheren, ihr bekannten Fußsteig durch das Hölzchen gewählt. — Hier stockte Eveline, ihre Athemzüge gingen beklommen, ein Seufzer säuselte von ihren Lippen.

Silber versuchte das Gespräch fortzuführen; aber der Mund, auf welchem Evelinens Kuß noch flammenheiß brannte, hatte nie schlechter geredet. Die hörbare Befangenheit ihres Begleiters gab Eveline wieder Muth. Sie ward bald der Stimme wie des Ausdrucks mächtig, sprach von ihrer Reise, von den Verhältnissen ihres Vaters, der auch Landprediger sei, der Lage und Beschaffenheit ihres heimathlichen Dörfchens,

und von anderen Gegenständen noch, welche Interesse für ihren Zuhörer haben könnten.

Jetzt standen sie an der Thür des Pfarrhauses, für Silber viel zu früh, der bei dieser Unterhaltung wohl bis an das Ende der Welt gegangen wäre, ohne Langeweile zu empfinden.

Welch ein frohes Wiedersehen! es wurde gefragt, erstaunt, geküßt, erzählt, gelacht; und nun unter Dach und Fach, in der schützenden Gegenwart ihrer Verwandten, war Eveline weit freundlicher gegen den liebenswürdigen, jungen Mann als vorher, und erst jetzt wagte sie es, ihn näher in das schöne Auge zu fassen.

Es war sehr spät, als Silber zum zweiten Male, für diesen Abend, seine Freunde verließ. Der Mond zog hoch und hehr im Gefolge schimmernder Sternenheere am mitternächtlichen Himmel hin, tiefes Schweigen in der Natur, nur die Schatten der Geisterstunde schwebten im wechselnden Verschwinden vor dem einsamen Wanderer her.

Aber Silber empfand keinen frostigen Schauer, kein Grauen. Er fühlte, sein Schutzgeist wäre heute mit ihm gewesen. Auf dem Plätzchen, wo er mit Eveline zusammen getroffen, verweilte er eine sinnige Minute. Im Nu stand sein Traum ihm vor der Seele, und geheimnißvoll, im Mondlicht der Ahnung ging ihm das Verständniß desselben auf:

„Eva!“ sagte er, als er das nächstemal in Bleichen gewesen, „ja bei Gott! schöner, blühender, einfacher himmlisch gesinnter, als diese Eva, war die Mutter der Lebendigen nicht, als der göttliche Hauch des Schöpfers sie beseelte! Odem des Paradieses umweht ihre Nähe!“

Silber kam oft und immer öfter nach Bleichen, und

ging immer sinniger nach Hause. Daheim kam es ihm öde vor. Luise klopfte schalkhaft in die kleinen Hände. Sie sah durch den traurigen Blick, womit Silber jedesmals Abschied nahm, in sein Herz.

„Wann kommen Sie wieder?“ fragte Luise eines Tages den scheidenden Gast.

„Wann? wann?“ erwiederte Silber; „ach! ich komme wohl oft genug, aber wann kommen Sie denn zu mir? Wollen Sie nicht einmal das Hüttchen des Einsamen durch Ihre Gegenwart schmücken?“

„Es ist auch wahr, wir besuchen Dich, Freund!“ entschied Espe im Tone des Eheherrn.

„Morgen?“ fragte Silber hoch erfreut und dringend.

„Ja, bald muß es geschehen, wenn ich nämlich von der Partie sein soll,“ sagte Luise bedeutsam. — Die Zusage ward also wiederholt.

Der heiterste Herbsttag verschönte die anmuthige Fahrt und stellte alles in das vortheilhafteste Licht. Das Pfarrhaus in Grünwald leuchtete zwischen den hohen Linden, die es beschatteten, hervor, wie von dem Auge Gottes angestrahlt, das mit Wohlgefallen darauf ruhe — die Bäume rauschten, als der Wagen hielt, wie wenn die Schutzgeister dieser Wohnung des Friedens und der Gastfreundschaft in ihnen regsam würden, und ein goldner Blätterregen, wie ein Vorbild des Segens, rieselte leise auf die lieben Gäste nieder.

Luise hatte sich den ganzen Weg darauf gefreut, wie sie den jungfräulichen Wirth necken wolle mit all den kleinen Mängeln, die sie in dem Haushalt gewiß zu bemerken hoffte; allein als sie ihn stehen sah, den glücklichen Silber, dem dieser Tag ein Silberblick war, so freundlich lächelnd, so selig erwartungsvoll, da schämte sie sich des argen Vor-

Vorsatzes. Auch wäre in dieser Einrichtung wenig oder nichts zu tadeln gewesen; vielmehr machte sich die größte Nettigkeit, einfache Eleganz, ungezwungene Ordnung überall bemerkbar.

Der Kaffee wurde gebracht. Silber bat Luise, die Wirthin vorzustellen; doch diese sagte, sie wolle es sich heute einmal bequem machen — und wies dies häusliche Ehrenamt an die erröthende Eveline.

Die frohen Stunden flohen pfeilgeschwind dahin. Die Sonnenwärme lockte die kleine Gesellschaft in den Garten. Man war noch nicht lange im Freien, als Luise in das Haus zurückeilte. Espe, dem es geschienen, als wäre sie bleich geworden, eilte ihr nach, und Silber suchte Eveline auf, die er am Eingang einer Laube fand, wo sie im tiefen Gedankenspiel erstorbene Blätter in den Wind streuete.

„Gefällt Ihnen mein Gärtchen, theure Eva?“ fragte er sie, und ergriff ihre Hand; doch der innige Druck der seinigen, der weiche Ton der Stimme und das flehende Auge fragten noch mehr.

„Es ist recht schön,“ antwortete Eveline in süßer Beklommenheit; „und ob jetzt auch abgeblüht, sieht man doch, wie lieblich es im Sommer sein müsse, wo alles im vollsten Reize prangt.“

Silber legte den Arm um Evelinens schlanken Leib, drückte ihre vereinigten Hände an das mächtig schlagende Herz und sprach: „O Eva! schüfen Sie es mir zum Paradiese, dann würde mir der Frühling ewig dauern, und mein Herz wäre dann nicht öde mehr. — Eva! wollen Sie die Meine sein?“ — Die Stimme bebte ihm hörbar bei dieser verhängnißvollen Frage.

Eveline schwieg, nur ein leiser Gegendruck ihrer Hand

und der in Thränen zerrinnende, hold flammende Blick ihres Auges antworteten ihm. Aber Silber verstand die Sprache der Gefühle. Er zog das Mädchen mit sanfter Gewalt an sich, und pflückte von dem zarten Rosenmunde die Himmelsblüthe des ersten Kusses.

Eveline fuhr aus Silber's Armen empor, denn Espe stand vor ihnen. „Wir müssen sogleich nach Hause," sagte er; „Luise ist unwohl geworden." Er blieb noch eine Minute mit Silber zurück — während die glühende Jungfrau voraneilte zu der bleichen Schwester.

Da stand Silber, und sah dem fliehenden Wagen lange nach; die letztvergangene Stunde zerrann in einen seligen Traum. — Er schlich nach der Laube, die Phantasie legte den Engel noch einmal an sein Herz, und die Hoffnung öffnete ihm den Himmel der Zukunft.

Evelinens Herz hingegen klopfte die süßeste Bewegung, in die es jemals gerathen war, in Angst und Sorge nach. Luise ward immer bläßer, und die Luft verhauchte ihre leisen Wehelaute. Jetzt war man in Bleichen; die nöthigen Vorkehrungen wurden schnell getroffen. Eine lange, bange Weile verging. Eveline lag im Nebenzimmer auf ihren Knieen und betete laut und inbrünstig um die Hülfe des Herrn. Wer so wie sie die heilige Weihe der ersten, reinen Liebe empfangen, der ist dem Staube um Vieles entrückt, den berühren die Schwingen seliger Engel, der betet würdiger und steht näher zu Gott! —

Im Zimmer ward es stiller. Eveline lauschte, sie hörte das Beten der Wehmutter, und jetzt — o Wonne! weinte in schwachen Lauten ein Kind. Da schauerte eine tiefe, ahnungsvolle Rührung durch den jungfräulichen Busen, und heiße Thränen stürzten aus Evelinens Augen.

Die Thür öffnete sich, und Espe, berauscht von der höchsten irdischen Seligkeit, hielt seiner Schwägerin ein neugeborenes Kind dar. Eveline bethauete die zarte Menschenpflanze mit warmen Tropfen der Freude und sprach den Segen der Liebe über sie aus. Man umgiebt nun Luisens Bett. Sie strengt den Rest ihrer erschöpften Kraft an, dem Kinde die erste Nahrung zu reichen, und der entzückte Gatte sieht, wie der Kleine aus den strömenden Lebensquellen muthig das Gedeihen trinkt.

Der Morgen versammelte unsere Glücklichen wieder um die Wiege. Jede stärkere Empfindung unseres Herzens verlangt die Theilnahme eines befreundeten.

„Was wird Silber sagen? Wollen wir dem treuen Freunde unser Glück nicht melden?“ so fragt Espe, und fixirt lächelnd Eveline. Diese senkt schamroth das Auge.

„Willst Du wohl, Schwesterchen,“ fährt er fort, „jenen Auftrag übernehmen?“ Eveline läßt sich willig dazu finden, und während sie dahin geht, erzählt Espe, zu Luise herniedergebeugt, der froh Ueberraschten, wie er die Liebenden gestern gefunden.

Eveline geht in die Studirstube des Schwagers. Sie sucht das feinste Blatt Papier, klagt heimlich für sich über den schlechten Bestand der verbrauchten Federn, und sucht, sorgfältig wählend, die beste unter den veralteten aus. Jetzt ist sie schreibefertig; doch nun ergreift sie auch der Gedanke an die Wichtigkeit ihres Vorhabens.

„Mein Vater,“ fleht sie, die gefaltenen Hände zum Himmel emporhebend, „lege Deinen Segen auf die Handlung

dieser Stunde! knüpfe an sie Tage der Liebe, des Friedens — der freudigen Anbetung Deiner liebevollen Führungen! — Sei jetzt und immerdar mit mir. Amen!“

Die Sonne strahlte in diesem Augenblicke hinter verhüllenden Wolken hervor, und Evelinens liebliches Angesicht glänzte. Sie schrieb nun:

„Theuerster!

Der Genuß des gestrigen frohen Tages war der Vorläufer einer größeren Freude, zu welcher eine kurze, durch Gottes Güte sehr gemäßigte Angst den Uebergang bildete. — Unsere gute Luise ist Mutter eines gesunden, holden Knaben, und der glückliche Vater vermag nicht das leuchtende Auge von dem kleinen Ebenbilde zu wenden, um dem Freunde die Anzeige seines Glückes zu machen. — In seinem Auftrage schrieb ich dies; in meinem eigenen aber das, ich halte Sie sehr hoch und werth, mein theurer Freund! Ich lege mich vertrauend und liebend an Ihre Brust, und nenne mich mit Freude und Stolz

Ihre

Lina.“

Der Bote ward abgefertiget. Zitternd sah ihn Eveline in die Gebüsche verschwinden.

Silber kam eben aus der Kirche, wo er ein liebendes Paar eingesegnet hatte.

„Von Bleichen?“ fragte er erschrocken den Ueberbringer des Briefes, fürchtend, das Schreiben enthalte die abschlägige Antwort auf seine an Eveline gerichtete Frage.

Er eilte mit dem unerbrochenen Briefe auf sein Zimmer; hier riß er ihn auf, las — und rief: „Gott im Himmel! darf ich meinen Augen trauen? das ist ja Lina! Jene — meine Lina! —“ Hastig riß er jenen Brief aus dem Schreibtisch, verglich die Handschrift, und — Zug vor Zug war es dieselbe.

„Allgütiger!“ sagte er, während ihm das Blatt entsank, weil seine Hände vor Freude zitterten, „wie giebst Du doch überschwänglich mehr, als wir bitten oder verstehen! Du lässest mich in der geliebten Eva die frühere Geliebte finden, zu welcher, seit ich dieses Schreiben fand und las, mein innigstes Sehnen mich unablässig zog! — O! gieb mir Weisheit, Muth und zarte Liebe, die mir von Dir Bestimmte zu beglücken! —“

„Ich werde die Nachricht selbst überbringen,“ sagte er dem Boten, und reichte ihm ein ansehnliches Geschenk.

Kaum waren die nöthigsten Geschäfte für den Tag geordnet, als der glückliche Silber nach Bleichen eilte. Die Liebe beflügelte seine Schritte. Das Räthsel mit dem Namen ward ihm nun gelöst, und er drohete Luise lächelnd mit dem Finger. Eveline erzählte ihm, daß jener verlorene Brief nebst dem Taschentuche, ihrer Busenfreundin, einer Frau von Blüthen, zugehört habe. Diese Dame sei die Tochter des Gutsherrn, und Evelinens Vater Pastor an demselben Orte. Eveline, drei Jahre jünger als ihre Schwester Luise, war beinahe ganz mit dem Fräulein von Windau erzogen worden, und beide Mädchen hatten gleichen Unterricht genossen. Als das Fräulein des Schlosses in die Ferne heirathete, fühlte Eveline schmerzlich den Verlust der Freun-

din, und diese liebevolle Klage, diese Sehnsucht durchwehete jenen Brief, der, die Vorsicht wollte es! nur geschrieben war, um sie höher und schöner zu befriedigen.

Nach Verlauf von acht Tagen sollte der kleine Erdenbürger getauft werden. Luisens Vater war auf die doppelt frohe Nachricht von dem Glücke seiner beiden Töchter herbeigekommen, die heilige Handlung selbst zu verrichten.

„Und wie soll denn das Kindlein heißen?“ fragte die jungfräuliche Pathe Eveline, und schaukelte den Kleinen auf ihren runden Armen.

„Julius!“ antwortete die frohe Wöchnerin, „zum dankbaren Andenken an den namensbrüderlichen Monat, der uns zweimal etwas so Liebes gab!“

Alle belobten diesen Einfall, und das Kind ward Julius genannt.

Einige Zeit darauf war ein zweiter Festtag im stillen Pfarrhause von Bleichen, die Hochzeit Silber's mit Eveline.

Als er sein junges Weib nach Hause führte (der heitere Wintertag veranlaßte sie, die kleine Partie zu Fuße zu machen), verweilten sie auf dem Plätzchen, wo Lina ihm zuerst begegnet war. Die Bäume standen starr, schwer und schimmernd von Reif, in Silber's Seele aber waren alle Knospen der Hoffnung aufgebrochen, und jener Kuß, der Eveline, als die, welche er suchte, an ihn verrathen hatte,

brannte in der Erinnerung noch auf seiner Lippe. Er schürte von neuem die Gluth — erzählte der Geliebten den verkündenden Traum, drückte sie dann innigst an die befriedigte Brust und sprach: „Diese Stelle ist mir von nun an heilig. Und sobald das Frühjahr wieder erscheint, will ich ein Denkmal von Rosenbäumen hier errichten lassen, deren Blüthen aber eben so wenig Deine Wangen, meine Einzige! beschämen werden, als das Glück unserer Flitterwochen mit ihnen verwelken soll. Die Morgenröthe unserer Ehe sei vielmehr ein Incarnat, der — wie ein alter Vers sagt — ewig seine Dauer hat!“

August.

Unter dem Schattendach der großen Kastanie im inneren Hofraum saß die Frau des Oberamtmanns und löste saure Kirschen von den Stielen ab, um sie einzulegen; hausmütterlich Sorge tragend, daß für traurige Fälle der Krankheit oder für die Tafel an Tagen des Wohllebens dieses stärkende Labsal nicht fehle. Da sah sie ihre Tochter Flora eiligst auf sie zu kommen; aber das Gesicht des sonst so heiteren Mädchens glich jetzt einer Regenwolke.

„Ach Mütterchen! eine Hiobspost!“ rief Flora schon von ferne.

Die Mutter erblaßte; matt öffnete sich die zitternde Hand, und die Kirschen rollten in den Sand.

„Gott! Robert —“ seufzte sie hervor.

„Ist gesund!“ versicherte Flora, und der sichtbare Schrecken der Mutter ließ sie die unvorsichtige Ankündigung bereuen. „Sei ruhig, Mütterchen!“ setzte sie tröstend hinzu, „von der Seite kommt das Ungemach nicht.“

„Nun, Gott sei Dank!“ sagte die Mutter beruhigt, und fuhr in ihrem Geschäft fort. Welcher Unfall erscheint einer Mutter noch wichtig, wenn sie ihre Kinder ungefährdet weiß?

Flora erzählte: „Sieh! ich stehe an der Thür und sehe den Oberförster Wildbach daher gesprengt kommen. Er bringt uns Grüße von dem Vater, der zu beschäftiget gewe-

sen ist, um schreiben zu können, dem Oberförster aber den Auftrag gegeben hat, uns zu sagen, daß der Vater unsern Robert gesund, sehr gewachsen und seine Lehrer höchst zufrieden mit ihm gefunden habe; daß er die Bekanntschaft eines Professors, Namens Eberhardt gemacht, der mit dem Bruder in demselben Hause, ja in einem Stockwerk wohne, und sich seiner so liebreich und thätig annähme, und ihn von andern lustigen, ja oft sogar schädlichen Gesellschaften abziehe, daß Vater sich diesem Manne sehr verpflichtet und dankbar gedrungen gefühlt habe, ihm das Anerbieten zu machen, eine späte Brunnencur, die der Professor beabsichtige, in unserm gesunden Dörfchen zu gebrauchen, und es sich dabei in unserm Hause gefallen zu lassen. Dies gastfreundliche Anerbieten ist auch ohne Weiteres angenommen worden, und wir sollen daher die blaue Eckstube, weil diese in den Garten hinaussieht, bestmöglichst in Stand setzen. Auf den Sonnabend kommt der kränkliche Professor, Bruder Robert wird ihn begleiten, denn die Ferien nehmen Freitag ihren Anfang; den Vater aber dürfen wir morgen schon erwarten."

„Und die Hiobspost?" fragte die Mutter gespannt.

„Nun, da ist sie ja eben, Mütterchen!" antwortete Flora, „kann mir etwas Schlimmeres begegnen, als abermals mit einem Professor zusammen zu treffen? —"

Der Mutter ging ein Licht auf. „Waren es nicht zwei Professoren," fuhr Flora fort, „welche mir mein frohes Leben verbitterten und trübten? die meinem guten Rufe schadeten und mich in den Augen so vieler Menschen, deren Achtung mir theuer ist, als eine Spottsüchtige, als eine eitle, eingebildete Thörin darstellten, die ihre Freude daran habe, ehrliche Männer an sich zu locken, um sie mit Hohn

abzustoßen und dem widrigsten Stadtgespräche preiszugeben? — Muß ich nicht sagen, was ist mir wohl Böses geschehen, das nicht ein Professor that? — O ich hasse diese gelehrten Herren, und so oft ich ihren Titel höre, schauert es durch meine Glieder. Ich fürchte, ich werde so lange, als der zu erwartende Gast anwesend bei uns sein wird, nicht aus dem Fieber kommen."

Die Mutter sah ernst. „Kind!" sprach sie mit vorwerfendem Tone, „frage Dich, ob Du so ganz unschuldig an der Bewerbung dieser Männer warest, und ob Du Dir den Verdruß, der für Dich daraus hervorging, durchaus nicht zuzuschreiben hattest. Nur in den allerseltensten Fällen hat ein Mädchen die Bewerbung der Männer nicht veranlaßt. Glaube mir, meine liebe Flora, es giebt ein Benehmen, es läßt sich weder mit Worten beschreiben, noch nach Regeln erlernen, welches zwar erlaubt, uns den Männern in aller eigenthümlichen Liebenswürdigkeit zu zeigen, den schüchternen Reiz der Seele vor ihnen zu entfalten und die anziehende Sprache des Herzens reden zu lassen, wo es darauf ankommt, sie mit dem leisen, sichern Schritt der Achtung oder eines innigern Verständnisses noch, uns zu nähern —; das aber auch die Kühnsten unter ihnen auf einen Platz stellt, dessen Grenzen sie mit ihren Wünschen, ihren Forderungen an uns, nie überschreiten können. Nur ein reines Gemüth, ganz frei von Gefallsucht, in der Unschuld zarter Würde, vermag durch ihre Kraft diesen Zauberring um die Herren der Schöpfung zu ziehen."

„Es sei!" antwortete Flora mit einem Seufzer, „wenn ich gefehlt, so habe ich auch schwer gebüßt, und zwei schöne Blüthenjahre sind mir im schmerzlichen Kampfe mit der Liebe und dem Hasse der beiden alten Herren entflohen. Die

Furcht vor solchen Erfahrungen ist nun nächst der Ueberzeugung in mir festgestellt, daß mir eine besondere Anziehungskraft für gelehrte Freier beiwohnen müsse. Wie wenn Einer, der auf einer hohen Brücke steht, vor dem Gedanken erzittern kann, sich gegen seinen Willen hinabzustürzen, so erbebe ich, wenn ich mir die Möglichkeit vorstelle, gegen mein innerstes Widerstreben dennoch einmal einen Professor heirathen zu können. Und wenn mich Jemand bei meinem Namen, dem ich so gut bin, ruft, so läuft es mir eiskalt über die Haut, dächte ich, einmal Frau Professorin genannt zu werden."

„Kind, Kind! Du frevelst!" sagte die Mutter warnend; „bedenke, daß die Nemesis unsere Worte wägt und wiegt, und leichtsinnig hingesprochene einst schwer auf unser Herz fallen läßt."

„Aber, Mutter, warum ängstest Du mich so?" fragte Flora mit bangen Mienen; „beruhige mich lieber, und gewähre mir eine einzige dringende Herzensbitte!"

„Nun?" sprach die Mutter, welche ihrer Tochter Angst zu rühren anfing. „Erlaube mir," sagte Flora, „daß Jettchen bei ihrer heutigen Ankunft dem Gaste als die Tochter vom Hause vorgestellt werde, ich aber während der Zeit seines hiesigen Aufenthaltes als Jettchen Hellborn erscheinen darf. Denn, glaube mir, gute Mutter! jene Musageten würden mich bei weitem weniger begehrenswerth gefunden haben, hätte das Vermögen meiner Eltern, von der öffentlichen Meinung überschätzt, mir nicht Reize geliehen, die sich zwar Deine Flora wünscht, aber nicht besitzt. So möchte ich gern für diesmal zurückstehen, und die zweite, ja, wenn ich mir nicht anders zu helfen wüßte — auch eine stumme Rolle spielen."

„Das würde Dir doch schwer werden," lächelte die Mutter. „Doch welches Ansinnen, Mädchen! Glaubst Du im Ernst, daß es Dir möglich sein werde, den Gast mehrere Wochen hindurch in dieser Täuschung zu erhalten? Unsere Leute müßten in das Geheimniß gezogen werden — scheut Dein Zartgefühl dies nicht? Was würde wohl der Vater dazu sagen? Und fürchtest Du nicht, im wahrscheinlichsten Falle der Entdeckung Dich und uns allen diesem achtbaren Manne von einer sehr verächtlichen Seite, der des Betrugs — zu zeigen?"

„O Mütterchen!" antwortete Flora, ich fürchte nichts, gar nichts, als — dem Professor zu gefallen. Du hast es nur vergessen, wie wehe das Korbflechten thut, wenn uns Herz und Hand so weich ist, als daß wir mit spitzen Ruthen umgehen könnten, ohne uns selbst zu verwunden."

Eine wehmüthige Erinnerung glitt über das sanfte Gesicht der Mutter. „Ich habe es nicht vergessen," sagte sie leise und traurig. „Nur einmal mußte ich — obgleich schuldlos, denn ich liebte schon — dies betrübende Geschäft übernehmen; aber ich verblümte den Korb und füllte ihn aus vollem Herzen, und bittere Thränen fielen auf die schwere Gabe. Denn sage, mein Kind! kann Jemand Größeres bieten, als Hand und Herz? dem gemäß muß unsere Theilnahme sein. Der Bewerber verwandelte sich in meinen Freund, und seine edle Liebe bewährte sich im Feuer der Entsagung. Er freuete sich meiner zufriedenen und glücklichen Ehe, mich aber betrübte es, daß er ledig blieb. Längst ist er todt. Dort, wo wir weder freien noch freien lassen — hoffe ich ihn wiederzufinden."

Die Mutter schwieg, ihre Lippen zitterten von einer

zurückgedrängten Thräne. Flora beugte sich zu der Mutter hernieder, und bedeckte ihre Hände mit ehrfurchtsvollen Küssen.

Die Familie des Oberamtmanns Spiller genoß, so weit als sie gekannt war, einer allgemeinen Hochachtung. Wenn der Hausvater dieser Familie durch eine seltene Geschäftsumsicht, durch unbestechbare Redlichkeit und rastlos thätigen Eifer, das Wohl der Seinen und den Nutzen des Ganzen in den Pflichten des Berufes zu fördern, diese Würdigung verdiente, so war die sanfte Güte, der klare Verstand, die weise Mäßigung der Mutter ihrer nicht weniger werth. Die Tochter Flora, welche unsere Leser bereits kennen, ein blühendes, harmloses Geschöpf, war die gefeierte Schönheit der Gegend, und der Sohn, ein hochstrebender, edler Jüngling, die stolzeste Hoffnung der Eltern. Die Natur, welche sich öfter in solchem Widerspiel gefällt — hatte dem Sohne das weiche Gemüth, den poetischen Sinn der Mutter gegeben, während man in der Tochter die frohe, natürliche Lebensansicht des Vaters wiederfand, die, ohne sich im Mindesten zum Gemeinen hinzuneigen, doch die Freuden dieser Welt sehr hochstellte und der Wirklichkeit ihr volles Recht angedeihen ließ.

Nicht ganz ohne Sorgen sah die Mutter die Entwickelung ihrer Kinder, und nur sehr spät, und dann noch ungern, gab sie dem Dringen ihres Mannes nach, die erwachsene Flora in eine, nicht allzuweit entfernte Stadt, woselbst eine berühmte Erziehungsanstalt für Töchter war, zu senden,

um ihre sorgfältige Ausbildung durch das Erlernen einiger weiblichen Kunstfertigkeiten, und durch das, was auch die klügsten Landbewohner feinen Ton nennen, zu vollenden.

Der junge Spiller befand sich schon seit mehreren Jahren auf der hohen Schule dieser Stadt, woselbst er in der Familie eines Kaufmanns, der dem Oberamtmann befreundet war, als Pflegling und Hausgenosse lebte. In eben diese Familie sollte nun auch Flora aufgenommen werden, und nur in den Lehrstunden jenes Institut besuchen. Die Mutter übernahm es selbst, ihre Tochter dahin zu begleiten, um den Kreis der Menschen und die Verhältnisse näher kennen zu lernen, denen sie dies werthe Pfand anvertrauete.

Diese verständige Frau fand sehr bald, daß die Dame vom Hause und ihre Töchter den wahren Begriff von weiblicher Bildung im höheren Sinne mit einer gewissen Kenntniß des äußeren Anstandes, mit der Uebung, sich frei und doch schicklich zu bewegen, verwechselten, was ohne sittliche Veredlung leider! nur zu oft besteht. Die weise Mutter hätte um solch schicklicher Form willen nichts von der liebenswürdigen Natur ihrer Tochter aufopfern mögen, und so that sie das Einzige, was ihr übrig blieb, einen schädlichen Einfluß zu entkräften, den sie von jener Familie auf das Wesen der lebhaften Flora befürchtete. Sie nahm ihre Tochter allein, und in einer innigen Rede, voll drängend mütterlicher Besorgniß, beschwor sie den Liebling, den Lockungen des Beispiels zu widerstreben, sich rein von jeglichem Vorwurf und den Geschmack an einfachen, schuldlosen Freuden unverdorben zu erhalten.

Flora gelobte es mit nassen Augen; sie wäre gern mit der Mutter wieder umgekehrt —, doch versprach Diese, die

Zeit der Studien ihrer Tochter so viel als möglich abzukürzen.

Madame Simon — so hieß die Kaufmannsfrau — und ihre Töchter fanden Gelegenheit sich über den unbildnerischen Eigensinn ihrer neuen Hausgenossin zu beklagen. Sie nannten in tiefer Verachtung die Weigerungen der herzhaften Flora, sich in seine Falschheiten zu schmiegen und zu fügen „Dorfmucken.“ Sie machten es zu einer Preisaufgabe der Klugheit, die Schrollen des Landmädchens zu besiegen.

Im mittleren Stockwerk dieses Hauses wohnte ein Professor. Dieser Mann, ein naher Funfziger, nicht grade widrig von Person, bemittelt, doch reicher noch an den gewöhnlichen Grillen der Hagestolzen, sehr gelehrt, doch etwas pedantisch, besuchte zuweilen die Familie seines Wirthes, von der er jedoch als eine in ihrem Cirkel ganz fremdartige Erscheinung, fast gänzlich übersehen und nur mit der dürftigen Beachtung abgefunden ward, welche jeder rücksichtsvolle Hauswirth einem Miether, der gut bezahlt, angedeihen läßt.

Der gutmüthigen Flora, welche in ihrem elterlichen Hause einen Mann von Verdienst und reiferen Jahren ganz anders hatte behandeln sehen, ging diese Vernachlässigung sehr zu Herzen; der Professor dauerte sie. In einem unbewußten schönen Triebe suchte sie ihm durch gefällige Aufmerksamkeit auf seine Unterhaltung das Begegnen der Anderen, das ihn außer Acht ließ, zu vergüten, und hatte der Professor mit philosophischer Gelassenheit die geringe Schätzung seiner Gegenwart bisher ertragen, oder selbstzufrieden kaum bemerkt, so bewies er sich weniger als einen echten Schüler der Stoa, hinsichtlich des Vergnügens, welches ihm die freundliche Achtung des bescheidenen Mädchens zu erregen schien. Seine gelehrte Eitelkeit fühlte sich geschmeichelt, sein Herz — wie

sich deutlich zeigte — war noch reizbar für die jugendliche Anmuth dieser ländlichen Flora. Man fing an, über diese solide Eroberung zu spotten. Flora ward mit ihrem pedantischen Verehrer so schonungslos aufgezogen, daß sich das arme Mädchen in einem Gefühl gekränkter Scham gegen dies verletzende Benehmen nicht anders zu retten wußte, als daß sie mitspottete, und die lächerlichen Manieren des Professors mit täuschender Wahrheit nachäffte.

Sie ärgerte sich heimlich, den Professor nicht gleich den Andern, schnöde behandelt zu haben, und vergebens erhob ein leiser Vorwurf ihres Herzens seine Stimme — Flora wollte ihn falsch verstehen. Der rauschende Beifall, der ihre mimischen Versuche feierte, bethörte die Arme, und in dem unauslöschlichen Gelächter, welches jeder Scene folgte, worin sie den armen Pedanten preis gab und seine Liebe höhnte, verstummte die warnende Stimme in ihrem Busen.

Ein hoher Grad von Selbstgefälligkeit verblendete den Gelehrten, so daß er den ungeheuern Abstand zwischen sich und einem Mädchen, das aufblühend im Lenz der Jugend, das Kind begüteter Eltern war, welche die wünschenswertheste Partie für ihre Tochter ansprechen durften, für kein Hinderniß seines Glückes hielt. An einem Abend, wo die Familie Simon auf einem Balle war, und nur die einsame Flora, von einer leichten Unpäßlichkeit zu Hause gehalten, ihres Bruders harrete, trat der Professor bei ihr ein und machte in einer wohlgesetzten Rede den vollständigsten Heirathsantrag.

Die Länge dieses Vortrags rettete die bestürzte Flora; denn noch ehe der Professor an den Schluß gelangte, kam Robert und entnahm seine Schwester der beängstendsten Verlegenheit, in der sie sich jemals befunden.

Das Dienstmädchen verrieth zu großer Belustigung ihrer Herrschaft den Besuch des Professors bei seiner jungen Freundin. Man neckte Flora auf eine unzarte Weise damit. Diese, welche seit dem vorigen Abend wirklich Widerwillen gegen den Professor empfand, gab nun dem erstaunten Kreise seine Absicht fast mit denselben Worten und in treu nachgeahmter Manier zum Besten. Man wollte sich todt lachen, und versprach sich von der verliebten Thorheit des Pedanten noch manchen köstlichen Spaß.

Doch schon nach einer Stunde kam Herr Simon sehr betroffen aus dem Comptoir und zeigte ein Billet vor, worin ihm der Professor kurz und bündig schrieb, daß er ausziehen wolle. Man stellte ein genaues Examen an, und aus mehreren Umständen ergab sich die wahrscheinliche Vermuthung, daß der Professor zufälliger Weise Ohrenzeuge der für ihn so beschämenden Mittheilung geworden wäre. Es hatte ihn daher auf das Aeußerste empören müssen, seinen, obgleich unüberlegten, doch redlich gemeinten Antrag, so übel belohnt zu sehen.

Man verlor den Professor als Miether sehr ungern. Er hatte einen hohen Hauszins stets richtig bezahlt, wenig gestört und noch weniger Forderungen gemacht.

Die arme Flora, ohnedies durch ihr Bewußtsein für ihren jugendlichen Muthwillen gestraft, mußte jetzt manche bittere Anmerkung hören; ja es entging ihr nicht, daß man auf die unzarteste Art, Jedem, der nur Lust zu fragen hatte, warum der Professor sein altes, ihm so liebes Quartier aufgesagt, den ganzen Vorgang erzählte, ohne im Geringsten zu erwähnen, wie sehr die sonst gute und verständige Flora zu ihrem Vergehen gereizt worden wäre.

Flora weinte jetzt die ersten, herben Thränen ihres Lebens. Sie sah sich auf einmal als einen Gegenstand des Stadtgespräches, und zwar eben nicht auf die ehrenvollste Weise. In mancher stiller, nächtlichen Thräne büßte sie die flüchtige Verirrung ab, woran ihr Herz keinen Theil gehabt. Sie dachte tausendmal an ihre Mutter, und wie sehr diese Recht gehabt hätte. Die heiligsten Vorsätze, in Zukunft weiser zu handeln, beruhigten sie allmählich, und die glückliche Fähigkeit der Jugend, schmerzliche Eindrücke zu verwinden, stellte in ihrem weichen Gemüth das wunde Gefühl begangenen Unrechts und seiner kränkenden Folgen wieder her.

Die Sticheleien der Familie Simon hörten auf, als sich ein neuer Miether, abermals ein Professor, der jedoch zu Flora's Trost verheirathet war, fand.

Der Mann — in mittlern Jahren, ein eingebildeter Geck von gefährlicher Art, in so fern seine reizbare Eitelkeit leicht verletzt werden konnte, was er alsdann hämisch rächte — hatte sich durch seine Kenntnisse Ruf erworben, seinem anmaßenden Charakter kam aber keine Frucht der Achtung zu Gute. Er genoß weder Beifall noch Wohlwollen, man fürchtete und vermied ihn; und bewunderte kalt seinen reichen Geist, der in keinem Strahl der Liebe fremde Herzen erwärmte.

Die Frau — gebildet, gut, liebenswürdig, aber sehr kränklich —, denn auf ihrer eingefallenen blassen Wange blühete nur die Schwindsuchtsrose — fand in ihrem idealisch schönen Kinde ihr einziges Glück.

Flora, welche sich seit jener Heirathsgeschichte eingezogen hielt, fühlte sich zu dieser sanften, leidenden Frau durch die magische Gewalt der Sympathie und durch eine ernstere

Stimmung hingezogen. Man ließ von Seiten der Familie Simon das Mädchen um so williger in dieser Freundschaft gewähren, als sich für eine der Töchter des Hauses eine Aussicht, gut versorgt zu werden, eröffnete. Indeß schien der willkommene Freier noch unschlüssig, und die kluge Mutter hielt es für gerathen, Flora so viel als möglich zu entfernen, damit sein Auge nicht auf eine Vergleichung gelenkt würde, die nur zum Nachtheil ihrer Tochter ausfallen könnte.

So war ein Jahr vergangen, in stillen Freuden für Flora, doch auch traurig gemischt, da die Frau des Professors immer sichtlicher dem Grabe zuwelkte. Jetzt starb sie — und Flora war untröstlich. In ihrem Schmerze, in der dankbaren Würdigung ihres Verlustes, setzte sie die zärtlichste Vorsorge für das nun mutterlose Kind fort.

Der Professor fand sich mit wahrhaft philosophischer Ruhe in den Spruch des Schicksals, der ihn seiner vortrefflichen Gattin beraubte, und welcher nun doch unabänderlich wäre. Er ließ dem Tode sein Recht, behauptete aber auch das seinige, und schickte sich, sobald es nur mit einigem Anstand geschehen konnte, zu einer neuen Wahl an. Sehr natürlich fiel diese auf das blühend schöne Geschöpf, das ihm an der Seite seiner stechen Frau als deren Gegenstück erschienen, und dessen innerer Werth ihm so oft von der Verstorbenen gepriesen worden war. Der Professor eilte demnach mit seltner Fassung, sich dieses Kleinods zu versichern.

Als der letzte Schnee des Jahres fiel, trug man die liebe Frau zu Grabe, und kaum war er im ersten Sonnenstrahle des Frühlings geschmolzen, da bewarb der Professor sich schriftlich um die Hand der jungen Hausfreundin.

Die erstaunte Flora fiel wie aus den Wolken. Sie sah

sich mit gemischtem Schmerz — denn ihre Thränen um die theure Hingeschiedene waren noch nicht versiegt — zum zweiten Male in einer Bedrängniß, worein ein schönes Gefühl ihres Herzens sie verlockt hatte. Da ward ihr klar, daß, um die Irrgänge des Lebens zu vermeiden, man nothwendig Klugheit und Vorsicht zu Führerinnen haben müsse. Sie that, was sie konnte. Niemand, selbst ihr Bruder nicht, erfuhr die neue Bewerbung, und in einem achtungsvollen Schreiben lehnte sie den Antrag ab.

Der Professor hatte in seinem Dünkel nicht an die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort gedacht, und bereits mehrere seiner Bekannten mit der getroffenen Wahl bekannt gemacht. Seine Eitelkeit ward daher auf das tiefste beleidiget, als er Flora's Antwort erhielt. Er wußte sich keine bessere Genugthuung zu geben, als daß er die Begehrte jetzt eben so verlästerte, wie er sie zu erheben, früher bemüht gewesen war. Er schadete nach Kräften eines bösen Willens dem Rufe der unbescholtenen Flora.

Die Familie Simon ward abermals für Flora das Werkzeug bitterer Kränkungen. Madame erfuhr in einer Theegesellschaft die Neuigkeit aus ihrem eigenen Hause. Das Erstaunen der Mittheilerinnen, daß sie, als Flora's Kostfrau, davon nichts wisse, beschämte die Dame, welche sich eben so sehr über diesen Beweis von Mißtrauen, in Beziehung auf Flora, gekränkt fühlte, als es sie grollte, daß der verwittwete Professor, der seit dem Tode seiner Frau, zu einem Gegenstande ihrer mütterlichen Absicht geworden war, ihre Töchter vorübergegangen sei. Sie säete in ihrem Unmuth reichen Samen auf das Giftfeld der Verleumdung, und als sie nach Hause kam, erzählte sie dem versammelten Familienkreise die Unterredung mit höhnischer Schadenfreude,

so daß jedes Wort wie ein ätzender Feuertropfen das arme Herz der schuldlosen Flora verwundete.

Das war zu viel. Flora erkrankte; auf die Nachricht davon kam eiligst die Mutter an. Sie fand ihr unglückliches Kind in einem sehr angegriffenen Gemüthszustande, und sah leider! ihre traurige Ahnung bestätiget. Flora weinte ihr Geständniß unter tausend heißen Thränen an dieser treuen Brust aus, und die Mutter hatte Trost der Liebe für ihr Kind. Sie benutzte diese Gelegenheit, um ihrer Tochter zu zeigen, daß unsere reinsten Gefühle, unsere besten Handlungen oft zu Fallstricken für unser Glück werden können, wenn wir selbige nicht der Leitung des Verstandes unterwerfen.

Sie machte die unerfahrene Flora ferner darauf aufmerksam, wie gewagt es sei, über die Sträflichkeit unserer Mitmenschen zu urtheilen, weil wir selten oder nie die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen erforschen können, und sagte ihr endlich, daß wir zwar der öffentlichen Meinung Werth beimessen, nie die Achtung der Menge oder des Einzelnen geringschätzen dürften; doch uns demselben nie so sclavisch unterjochen und unsere Glückseligkeit so ängstlich daran knüpfen müßten, als daß wir nicht frei und froh in uns selbst zurückflüchten möchten, um in der eigenen Zufriedenheit Ruhe und Lohn zu finden; wenn wir in der Außenwelt verkannt und verschmähet würden.

Nachdem die Mutter sich hinlänglich von dem Unwerth der Familie Simon überzeugt hatte, entfernte sie auch ihren Sohn aus diesem Hause, und überließ ihn ferner seiner eigenen Aufsicht. Flora aber, die Genesene, begleitete die Mutter nach der Heimath. Hier durfte sie sich der Güte ihres Herzens und dem Vertrauen zu den Menschen über-

lassen. Sie vergaß endlich so viel von der Schule der Stadt, um den halb verlorenen Frohsinn wieder zu finden, doch konnte sie sich eines leichten Fieberschauers nie erwehren, wenn sie der beiden Professoren und ihrer Anträge gedachte.

Jettchen Hellborn, ein armes, aber sehr hübsches Mädchen aus der Familie des Oberamtmanns, besuchte jährlich mehrere Male auf einige Wochen dies gastfreundliche Haus. Dieser Aufenthalt war für das arme Mühmchen die Festzeit im Kalender seiner Lebensfreuden, den eine alte geizige Tante, bei der Jettchen als ihre einstmalige Erbin aushalten mußte, mit unzähligen Finsternissen und Fasttagen versah.

Auch heute kam Jettchen flugs und fröhlich an, ward von der Mutter liebreich empfangen, von Flora auf das herzlichste begrüßt, und nach abgenommenen Hut und Shawl von der zu erwartenden Ankunft des ungern gesehenen Professors, von Flora's Furcht und ihrem Herzenswunsche in Kenntniß gesetzt, daß es ihr erlaubt sein möchte, mit Jettchen die Rolle der Tochter des Hauses zu tauschen.

Jettchen ging sogleich in diese Idee ein, und sagte, daß sie, selbst auf die Gefahr, den Professor zu erobern, es wagen wolle, ihm als Flora Spiller bekannt zu werden, und daß — im Falle er nur ein klein wenig hübscher als die Häßlichkeit sei — sie sogar nicht anstehen würde, ihn zu heirathen, wenn es bei der magnetischen Kraft verbliebe, welche der armen Flora bisher so lästige Anhänglichkeiten und so viel Verdruß zugezogen, und von der es sich nun entscheiden müsse, ob sie dem Namen oder der Person

eigen sei. — Bei ihrer Tante werde es immer schlimmer, sie mische den kargen Freudenwein Ihrer Jugend täglich mit mehr Galle und Wermuth, so daß Jettchen in jedem Wagniß, ihre Lage zu verändern, nur gewinnen könnte.

Die beiden Mädchen bestürmten nun vereiniget die Mutter, sie schlugen alle Einwendungen derselben aus dem Felde und wußten für alles Rath, so daß die Oberamtmannin zuletzt die entscheidende Stimme dem Vater überließ, der von einer Geschäftsreise in jene Stadt zurückerwartet wurde, und von dem sie hoffte, daß er ihrer Meinung sein und das listige Plänchen der Mädchen mit väterlichem Ansehen verwerfen werde.

Der Oberamtmann fand jedoch bei seiner Nachhausekunft eine solche Unzahl dringender Besorgungen vor, daß er eben so wenig Zeit hatte den Seinigen die Erfahrungen seiner Reise mitzutheilen, als Flora's Bitte zu prüfen, die sie mit all dem ihr eigenthümlichen Zauber kindlicher Zuversicht vortrug. In Zerstreuung und Eil willigte er ein.

Als die Mutter dies vernahm, sagte sie zu ihrer Tochter: „So wünsche ich denn herzlich, daß die Sache keine übeln Folgen für Dich haben möge, oder Du Dich nicht etwa gar in Deinem eigenen Netze fängst! — Doch bedenke, mein Kind, daß, wer die Täuschung säet, den Betrug erntet, sollte er Dir auch selbst gespielt sein! — Ich, an Deiner Statt, würde solch ein Mittel verschmähet und mich in Wahrheit Gott befohlen haben. Du wagst viel, indem Du Dich zu verwahren denkst, Du wagst mehr, als ein Mädchen jemals wagen sollte, die Achtung eines würdigen Mannes. Du weißt nicht, ob das Vertrauen Deines künftigen Gatten —" (Flora schauderte bei diesen Worten ihrer Mutter) „denn die Erfolge lassen sich nie berechnen, und Du kennst

ja den Professor noch nicht. Setze diesen möglichen Fall, so würde zwar die kleine Intrigue jetzt von ihm allerliebst gefunden werden; aber später könnte sie den Argwohn in ihm begründen, Du wärest geneigt, ein X für ein U zu machen. Wer in allen Dingen wahr ist, darf auch zu allen Zeiten ruhig sein."

Flora wurde nachdenkend bei diesen Worten ihrer Mutter. Sie hatte jedoch das Plänchen allzufest in ihren Sinn gefaßt, und vielleicht eine Probe daran geknüpft, als daß es ihr noch möglich gewesen wäre, davon abzulassen.

Die Anstalten zu der Aufnahme des Gastes waren nun getroffen; mit dem nahenden Abend verstummte das Geräusch im Hause; denn der Oberamtmann konnte späten Lärm und Unfug nicht leiden, zumal wenn Fremde erwartet wurden oder angekommen waren. „Dann," pflegte er zu sagen, „muß einem Gaste angst und bange werden, wenn er die Last und Unruhe vernimmt, welche er verursacht; er bezieht das hörbare Schaffen und Holen, Rennen und Laufen nur auf die Ungelegenheit seines Besuchs, und dieses Treiben treibt ihn fort. Wenn bei meinem Eintritte über eine fremde Schwelle die Thüren auf- und zugeworfen werden, so weiß ich, wie viel die Glocke an der Hausuhr geschlagen. Wo es mir gefallen soll, muß es fein stille zugehen."

Auch in dem Dorfe merkte man, daß die Feierstunde des Sonnabends der müden Woche zu Grabe geläutet, Ruhe ließ sich nieder in die arbeitsamen Höfe und Hütten, und Stille des Sabbaths schwebte über der Landschaft. Aber

noch immer blieben die Erwarteten aus. Der Oberamtmann und seine Frau beschlossen, ihnen entgegenzugehen, und Jettchen, als die vermeintliche Tochter, begleitete die Eltern, während Flora zurückblieb, um das Haus nicht ohne Aufsicht zu lassen. Die beiden Mädchen hatten bei dem Tausche der Verhältnisse ihre Taufnamen beibehalten.

Sie waren noch nicht längst fort, da Flora vor die Thür trat, sich umzusehen, als plötzlich ein junger, feingekleideter Mann mit einem etwas blassen, aber höchst interessanten Gesichte vor ihr stand, der in den angenehmsten Tönen fragte, ob er das Vergnügen habe, die Tochter dieses Hauses vor sich zu sehen. Flora war so erschrocken, daß sie sich kaum so weit sammeln konnte, um diese Frage mit Nein zu beantworten, denn sie ahnete, wer der Fremde sei.

Es war der Professor. Unweit des Dorfes hatte Robert (dem seine Schwester mit dem abholenden Wagen ein Schreiben gesendet, worin sie ihn mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht hatte), vor drängender Sehnsucht nach dem geliebten Vaterhause nicht mehr im Wagen aushalten können. Er stieg aus und der Professor mit ihm; doch kaum hatten sie den schattigen Fußpfad betreten, als Roberts scharfer Blick die entgegenkommenden Eltern auf der fernen Landstraße gewahrte, und nachdem er dem Professor den näheren Weg nach dem Schlosse bezeichnet hatte, setzte er über Gräben und Hecken, um die Seinen nicht weiter gehen zu lassen und sie so früh als möglich zu begrüßen. — So kam es denn, daß der Professor einige Minuten früher als die Andern im Schlosse anlangte, und der erste Eindruck, den die liebliche Flora auf ihn hervorbrachte, nicht durch die Anwesenheit sämmtlicher Familienmitglieder getheilt wurde.

„Ach, Fräulein!“ sagte die Magd, als Flora bald darauf in die Küche trat, „geben Sie mal Acht! Sie heirathen den fremden Herrn! Sie wurden ja wie ein helles Blut, als er so auf einmal vor Ihnen stand, und es ist ein gewisses Wort, daß Derjenige, vor welchem man erschrickt, der künftige Ehemann sei. — Das haben mir schon viele Frauen erzählt, wie der Schrecken eingetroffen, und Sie, Fräulein, werden einst auch an die Sabine denken. —“

Aber Flora war schon in tiefen Gedanken. Sie hatte bei dem Anblick des Professors einen elektrischen Schlag empfunden, und fühlte sich in der festen Zuversicht erschüttert, daß sie für ihr Glück gesorgt, da sie ihn täuschen wollte. Beschämt von dem Unrecht, dessen sie sich gegen ihn bewußt war, nahm ihr Betragen eine schüchterne Haltung an, wobei sie jedoch überhaupt, und insbesondere nichts in seinen Augen verlor.

Die Gesundheit des Professor Eberhardt verbesserte sich hier auffallend. Die Brunnencur schlug an, öfteres Bewegen in der reinen Gebirgsluft, die Befreiung von anstrengenden Arbeiten und häusliche Pflege stärkten seinen Körper, während der Umgang mit diesen herzlichen, gradsinnigen und liebenswürdigen Menschen sein Gemüth erheiterte Schon in der zweiten Woche seines Aufenthaltes im Hause des Oberamtmanns schien er ein Anderer zu sein, und mit Vergnügen bemerkten dies die Glieder dieser Familie, deren jedes sein Scherflein zu dieser günstigen Veränderung nach Kräften beigetragen hatte.

Ganz vorzüglich lieb und werth hatte die wackere Hausfrau den Gastfreund gewonnen, und sie gestand dem Gatten, der ihr beistimmte, daß sie sich sehr glücklich fühlen würde, wenn ihr einstiger Schwiegersohn die Eigenschaften dieses, durch Geist und Herz ausgezeichneten Mannes besäße.

Die Ferien neigten sich zu Ende, und jetzt wollte es scheinen, als wäre Flora ein wenig still und träumerisch geworden. Die Mutter fand sie öfter allein, mit glühenden Wangen, verdunkelten Blicken, ohne alle Beschäftigung, ja, sogar in verstohlenen Thränen —; aber die besonnene Frau fragte nicht, was ihrer Tochter fehle.

Die Zeit des Abschieds rückte näher, und mit genießendem Geize rückte der Professor sie bis auf die letzte Stunde hinaus, die ihm zu bleiben vergönnt war.

In der Frühe des Morgens vor dem Tage der Abreise begegnete die Mutter dem Professor im Garten und ward von ihm mit einer Miene voll Zutrauen und bescheidenem Zagen um ein Gehör unter vier Augen ersucht. Sie führte ihn in ein fernes Mooshüttchen, wo sie ungestört wären.

Hier ergriff der Professor ihre Hand, führte sie an seinen Mund, und sprach: „Die Güte, mit welcher Sie mich, den Fremdling, in Ihrem Hause aufgenommen, und die süße Täuschung in mir hervorgebracht haben, als sei ich in meiner Heimath und von den liebenden Meinigen umgeben, hat mir nicht nur eine nie abzutragende Verbindlichkeit aufgelegt, sondern ist mir auch die stärkste Gewähr, daß ich Ihnen in dem rückhaltlosesten Vertrauen einen Beweis meiner tiefgefühlten Achtung geben darf. Erlauben Sie daher, theure Frau! daß ich Ihnen das Geheimniß meines Herzens eröffne, und versagen Sie mir nicht Ihren mütterlichen

Rath. — Ich liebe Ihre Verwandte — die treffliche Flora! Ich liebe dies herrliche Mädchen von ganzer Seele! — Doch habe ich, ehe die Geliebte mit meinen Gefühlen wie mit meiner Absicht auf ihre Hand bekannt würde, mich zuvor Ihnen, verehrte Freundin, entdecken und erfahren wollen, ob ich es wohl wagen dürfte, mich um das liebenswürdige Mädchen zu bewerben. — Durch meinen guten Robert weiß ich genau, daß Flora nicht reich, eine Waise und von den Grillen und Launen einer bösartigen Tante abhängig sei, und dennoch fehlt es mir an Muth, dem lieben Kinde ein besseres Loos anzubieten. Es wohnt mir eine seltsame Scheu bei, welche mich so gewaltig befangen hält, daß ich mich wohl eher an den Qualen einer hoffnungslosen Liebe verbluten, als jemals entschließen könnte, einem in glücklichen Verhältnissen lebenden Mädchen, der Tochter wohlhabender Eltern, als zum Beispiel, Ihrer Tochter, Theuerste! mich mit dem Wunsche zu nähern, sie möchte die Meine werden."

Hier schwieg der Professor, und küßte abermals die Hand der Mutter, welche schon zu Anfange dieser Rede erglüht war und mühsam nach Fassung strebte.

„Ihre Erklärung," erwiederte sie, „freut mich, Sie glauben nicht, wie sehr! — So viel kann ich Ihnen sagen, daß Flora's Herz frei ist, und — fast glaube ich Ihnen Hoffnung geben zu dürfen, und verspreche Ihnen bei dieser Sache meine kräftigste Vermittelung, doch knüpfe ich eine Bedingung daran."

„Welche?" fragte der Professor in bereitwilliger Hast.

„Daß Sie," antwortete Jene, „an dem morgenden Abend, als an dem letzten Ihres Hierseins, wo ich Ihnen Gelegenheit verschaffen werde, mit Flora allein zu sein, dieser

eine heiße Leidenschaft für Jettchen entdecken, und sie ersuchen, sich Ihrer Wünsche anzunehmen."

Der Professor trat erstaunt zurück. „Wie, verehrte Frau?" sprach er in Zweifel und Mißbilligung, „habe ich Sie auch recht verstanden? Ich sollte die Geliebte täuschen? Abgesehen davon, wie schwer es mir fallen würde, müßte mich ein Vorgeben dieser Art nicht für immer in ihrer Meinung zurücksetzen?"

Die Mutter lächelte. „Ich nehme die Verantwortung auf mich, und stehe für die Folgen," entgegnete sie, „doch muß ich durchaus auf meinem Verlangen bestehen, und hoffe, daß mein künftiger Verwandter mir die erste Bitte nicht abschlagen werde."

Der Professor sah die mütterliche Frau forschend an, ihr Blick flößte ihm Glauben ein, und die Hoffnung regte sich in seinem Herzen. Er versprach ihr zu willfahren, und Niemand ahnete dieses kleine Complot.

Am folgenden Abend fügte es sich wie von selbst, daß der Professor in einem langen, einsamen Gespräche mit Flora ohne Zeugen und ganz ungestört blieb. Entzücken leuchtete aus seinen Augen, als die Mutter ihm später heimlich zuwinkte; doch Flora war ihr entschlüpft.

Auf die besorgte Nachfrage der Mutter berichtete Jettchen, Flora ließe ihr eine gute Nacht wünschen. Sie hätte sehr blaß ausgesehen, über heftiges Kopfweh geklagt und sich zeitig zu Bette legen wollen.

Am andern Morgen schied der Freund und der Sohn von diesem gastfreundlichen Hause, nachdem es dem Professor gelungen war, die Oberamtmannin noch auf einen Augenblick allein zu sprechen.

Die Mutter ging nach einer Stunde in den Garten, wo

sie ihre Tochter Flora in einer entlegenen Laube und in Thränen fand. „Was fehlt Dir, mein liebes Kind!“ fragte sie mit theilnehmender Stimme.

Dieser sanfte, treue Ton stillte schon die schmerzliche Aufregung in Flora's Busen. Sie warf sich trostbedürftig an die Brust der Mutter, und flüsterte leise: „So wisse es denn, meine Mutter, was Du vielleicht längst errathen haben wirst, und dies Bekenntniß sei meine Strafe, ich liebe den edeln Eberhardt — und er — er liebt Jettchen! — Gestern hat er sich mir entdeckt und um meine Fürsprache gebeten. Und was mein größter Schmerz ist — ja, was mich fast mit Selbstverachtung erfüllt, ist, daß ich fürchte, er habe mich errathen.“

„Arme Flora!“ entgegnete die Mutter mild und tröstend, „ja, wir würden glücklich sein, wenn sich alles anders gestaltet hätte. Dieser Mann — wie sehr ist er der Liebe des besten Mädchens werth, und wie sehr wird er die künftige Gattin durch seinen feinen Sinn für häusliche Freuden beglücken! — Doch trage mit Muth und Ergebung das Unabänderliche. Vor allem entbinde ich Dich des Geschäfts, Jettchen zu erforschen. Ueberlasse es mir, und wechsele mit Deiner Freundin kein Wort über diesen Gegenstand. — Du aber folge meinem Rath und zerstreue Dich. In acht Tagen kommt der Professor auf kurze Zeit wieder, um sich die Entscheidung seines Schicksals zu holen. Bis dahin unternimm doch die längst beschlossene Reise zu der Tochter des Predigers von Strandau. Jettchen bleibt hier, und steht mir in allen Fällen hülfreich bei. Zu der Verlobung mußt Du aber nothwendig zurückkehren, um durch ein würdevolles Benehmen Deinem jungfräulichen Gefühl Genugthuung zu

geben, und jedem eiteln Wahn, der Dich beleidigen könnte, in dem Bräutigam zu begegnen.

Flora seufzte; doch konnte sie nichts gegen diesen weisen Vorschlag einwenden.

An demselben Tage erhielt Jettchen einen reitenden Boten, der die Nachricht überbrachte, daß die Unpäßlichkeit der Tante zu einer völligen Niederlage geworden sei, von welcher sie nach dem Urtheil des Arztes schwerlich anders als zu dem Gericht der Todten erstehen werde. Sie verlange mit Ungeduld nach ihrer Pflegerin.

Diese aber zitterte und zagte vor der Heimkehr in die häusliche Hölle. Die Oberamtmannin richtete das bange Mädchen mit der Zusicherung auf, daß, im Sterbefalle der Tante, Jettchen von ihr als Tochter aufgenommen werden würde, und folglich um die Zukunft ganz unbekümmert sein dürfe.

Nach diesem Versprechen schied die arme Kleine beruhigt; denn sie wußte ja nun, daß nach leidensvollen Stunden am Bette der mürrischen Kranken Tage der Ruhe und Freude im Hause des Oberamtmanns folgen würden.

Der Tag, an welchem der Professor aufs neue erwartet wurde, war schnell herbeigekommen. Zuerst langte Flora an, die sich verwunderte, die Braut noch nicht zu finden; dann kam der Professor, dem dies weniger aufzufallen schien.

Als die Familie beisammen war, trat die Oberamtmannin, ihre Tochter an der Hand, auf den Professor zu, und sprach mit von Wehmuth erstickter Stimme: „Werden Sie dies Mädchen weniger lieben, wenn ich Ihnen sage, daß

es keine arme Waise, sondern die Tochter Sie schätzender, von Gott gesegneter Eltern — daß es unsere Tochter sei? — Daß Flora Ihre Gefühle erwiedert, gesteht Ihnen jetzt die Mutter, so wie es Ihnen früher das Erbleichen der Vertrauten bei Ihrer vorgeblichen Leidenschaft für Jettchen verrieth. Warum ich aber auf jene Täuschung drang, möge Ihnen Flora schamroth selbst bekennen. — Du aber, mein geliebtes Kind, lerne mit Freude und Demuth einsehen, daß kein Vermessen thörichter sei, als sich dem Walten der Vorsehung entziehen zu wollen, daß sie auch den Widerstrebenden zu erreichen verstehe, und selbst den Undankbaren beglücke. Der Schmerz, den Du in Deiner Maske kennen lerntest, weihe Dich für immer zur strengsten Wahrheit, deren Pfad wir nie verlassen, ohne der Reue zu begegnen."

Die glückliche Flora, gebeugt von Wonne und Wehmuth, gelobte es sich still. Treue und Wahrheit blieben ihr heilig, und ein kindliches Ergeben an die Führung Gottes ließ sie fortan in allen Ereignissen ihres Lebens nur den weisen Willen der ewigen Liebe, zuweilen klare, oft noch dunkle Segnungen erblicken, und ihm gelassen folgen an das Ziel.

Die Gluth der Scham flammte über das Gesicht der jungen Frau, als sie, in Erinnerung an die mütterliche Warnung vor der immer wachen Nemesis — sich zum ersten Male „Frau Professorin" nennen hörte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 70

Hannover 1844

P.o.germ. 571 s-69/74
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014607-7